

Paul Sebastian Ruppel, Jürgen Straub

Ökologie als Subjektivierungsform und das ökologische Selbst



psychosozial

40. Jahrgang, Nr. 2, 2017, Seite 101–129

Psychosozial-Verlag

DOI: 10.30820/0171-3434-2017-2-101

Impressum

psychosozial

40. Jg. (2017) Heft II (Nr. 148)

ISSN 0171-3434

HerausgeberInnen: Michael B. Buchholz, Pradeep Chakkarath, Oliver Decker, Jörg Frommer, Benigna Gerisch, Rolf Haubl, Marie-Luise Hermann, Vera King, Carlos Kölbl, Joachim Küchenhoff, Jan Lohl, Katja Sabisch, Jürgen Straub und Hans-Jürgen Wirth

Ehemalige HerausgeberInnen: Hellmut Becker, Dieter Beckmann, Iring Fetscher, Hannes Friedrich, Hartmut von Hentig, Albrecht Köhl, Annegret Overbeck, Horst-Eberhard Richter, Hans Strotzka, Ambros Uchtenhagen, Eberhard Ulich, Jürg Willi, Hans-Jürgen Wirth, Gisela Zenz und Jürgen Zimmer

Mit Heft I/2014 fusionierte die Zeitschrift »Psychotherapie & Sozialwissenschaft« mit der Zeitschrift »psychosozial«.

Ehemalige HerausgeberInnen der Zeitschrift »Psychotherapie & Sozialwissenschaft«: Jörg Bergmann, Brigitte Boothe, Michael B. Buchholz, Oliver Decker, Jörg Frommer, Bernhard Grimmer, Martin Hartung, Marie-Luise Hermann, Tom Levold, Kathrin Mörtl, Annegret Overbeck, Jürgen Straub, Ulrich Streeck und Stephan Wolff

Geschäftsführende HerausgeberInnen: Dr. Marie-Luise Hermann, Rychenbergstr. 26, CH-8400 Winterthur, E-Mail: mlhermann.praxis@bluewin.ch; Prof. Dr. Carlos Kölbl, Universität Bayreuth, Kulturwissenschaftliche Fakultät, Lehrstuhl für Psychologie, 95440 Bayreuth, E-Mail: carlos.koelbl@uni-bayreuth.de

Redaktion: Dr. Marie-Luise Hermann, Rychenbergstr. 26, CH-8400 Winterthur, E-Mail: mlhermann.praxis@bluewin.ch

Abo-Verwaltung: Telefon 06 41 - 96 99 78 18, E-Mail: bestellung@psychosozial-verlag.de

Verlag: Psychosozial-Verlag, Walltorstraße 10, D-35390 Gießen
E-Mail: info@psychosozial-verlag.de, www.psychosozial-verlag.de

Umschlaggestaltung: nach Entwürfen des Ateliers Warminski, Büdingen

Umschlagabbildung: Heidi Lerch, *In der Krise*, Nr. 7, 2016 © Heidi Lerch, www.heidilerch.ch

Satz: metiTEC-Software, me-ti GmbH, Berlin

Bezugsgebühren: Für das Jahresabonnement EUR 49,90 (inkl. MwSt.) zuzüglich Versandkosten. Studentenabonnement 50% Rabatt (inkl. MwSt.) zuzüglich Versandkosten. Lieferungen ins Ausland zuzüglich Mehrporto. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, sofern nicht eine Abbestellung bis zum 15. November erfolgt. Preis des Einzelheftes: EUR 19,90.

Bestellungen richten Sie bitte direkt an den Psychosozial-Verlag oder wenden Sie sich an Ihre Buchhandlung.

Anzeigen: Anfragen bitte an: anzeigen@psychosozial-verlag.de

Copyright: © 2017 Psychosozial-Verlag, Gießen

Erscheinungsweise: Viermal im Jahr

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, bleiben vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Fotokopie, Mikrofilm oder andere Verfahren – reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Manuskripte: Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein. Mit der Annahme des Manuskriptes erwirbt der Verlag das ausschließliche Verlagsrecht auch für etwaige spätere Veröffentlichungen.

Datenbanken: Die Zeitschrift »psychosozial« wird regelmäßig in der Internationalen Bibliographie der geistes- und sozialwissenschaftlichen Zeitschriftenliteratur (IBZ – De Gruyter Saur) und in der Publikationsdatenbank PSYNDEX des Leibniz-Zentrums für Psychologische Information und Dokumentation (ZPID) erfasst.

CIP-Einheitsaufnahme der Deutschen Bibliothek: Psychosozial. – Gießen: Psychosozial-Verl. Erscheint jährlich viermal – Früher im Rowohlt-Taschenbuch Verl., Reinbek bei Hamburg, danach in der Psychologie Verl. Union, Beltz Weinheim. – Erhielt früher Einzelbd.-Aufnahme. – Aufnahme nach 53. Jg. 16, H. 1 (1993).

Ökologie als Subjektivierungsform und das ökologische Selbst

Handlungs- und kulturpsychologische Analysen einer kontingenten Lebensführung

Paul Sebastian Ruppel & Jürgen Straub

psychosozial 40. Jg. (2017) Heft II (Nr. 148) 100–129

www.psychosozial-verlag.de/ps

Zusammenfassung: Handlungs- und kulturpsychologische Perspektiven eignen sich für die Untersuchung von komplexen Vorgängen der Subjektivierung. Zunehmende Sorgen um die Umwelt und die Ausrichtung auf eine nachhaltigkeitsorientierte Lebensführung in Zeiten ökologischer Krisen rücken das ökologische Selbst ins Zentrum zeitgenössischer empirischer Forschungen. Nach der Skizze eines geeigneten theoretischen Rahmens folgt die ausführliche Einzelfallanalyse eines autobiografischen Narrativs. Die Protagonistin der Erzählung ist eine vegan lebende junge Frau, die aus Klimaschutzgründen keine touristischen Flugreisen unternimmt. Die Analyse rekonstruiert exemplarisch die Entstehung und Charakteristika eines ökologischen Selbst.

Schlüsselwörter: Selbst, narrative Identität, Subjektivierung, Nachhaltigkeit, Ökologie, Handlungstheorie, Kulturpsychologie, Einzelfallanalyse, relationale Hermeneutik

»I claim that the primary reason why modernity cannot offer a compelling reason for becoming a moral person is located in this concept of the self as an independent agent fundamentally separate from other individuals and often in competition or conflict with them and in its concept of self-interest as attaining both personal satisfactions and the power to continue satisfying desires in the future. With such a definition of the self and self-interest, morality must be seen as a set of limits on personal freedom and self-pursuit – limits that must be justified to modern persons. But since the only compelling kind of justification that can be given to self-interested persons is to show that morality is really in their interest, all attempts of justification must fail, for morality is clearly a constraint on self-interest, not a component of it.«

Riker, 2010, S. 20

Forschungsprogramm und exemplarische Fallanalyse

Zwei Dinge möchten wir im Folgenden versuchen. In den ersten Abschnitten skizzieren wir die Konturen eines handlungs- und kulturpsychologischen Forschungsprogramms, das sich die Aufgabe stellt, Ökologie als eine vergleichsweise neue Subjektivierungsform und das ökologische Selbst als deren Produkt zu untersuchen. Dabei setzen wir einen komplexen, in sich differenzierten Begriff der Subjektivierung voraus (wie wir ihn in der Einführung in den Themenschwerpunkt des vorliegenden Heftes skizziert haben). Subjekte *werden* subjektiviert und *gestalten* ihr eigenes Selbst im lebenslangen Vorgang seines Werdens stets auch mit. Sie tun dies als handlungsfähige Personen manchmal sehr bewusst und reflektiert, vielleicht noch häufiger unbewusst oder vorbewusst, jedenfalls ziemlich spontan, eher diffusen Gefühlen und vagen Stimmungen folgend als klaren Gedan-

ken. Sie spüren nicht selten eher, was sie möchten, was richtig und was zu tun wäre oder wie es weitergehen könnte, als dass sie all dies exakt wüssten und auf Anheb zu begründen fähig wären. Dass auch das Spüren ein ernst zu nehmendes Medium der Erfahrungs- und Erkenntnisbildung ist, zeigt etwa Ulrich Pothast (1988) in seinem philosophischen Bemühen darzulegen, was es heißt, »auf menschliche Weise lebendig zu sein«. Man muss nicht jedes Detail dieses groß angelegten Versuchs übernehmen, um Pothasts Anliegen ernst nehmen und sein wesentliches Argument annehmen zu können. Menschen handeln spürend, sie nehmen spürend zu sich, zu ihresgleichen und zur Welt Stellung, und sie verdanken diesem Spürvermögen ebenso veritable Einsichten wie ihrem Vernunftvermögen und ihrer Argumentationskompetenz. Das eine schließt das andere nicht aus. Oft arbeiten diese Vermögen Hand in Hand.

Das lässt sich auch in Gesprächen nachvollziehen, in denen Personen Auskunft über ihre ökologische Orientierung und ihre damit verbundene Lebensführung geben. Damit sind wir beim zweiten Punkt: Wir haben solche Gespräche geführt – in der Gestalt offener, problemzentrierter Interviews (Witzel, 1985) und mit einem Fokus auf narrative Darstellungsweisen (Schütze, 1977) – und eingehenden interpretativen Analysen unterzogen. In einer exemplarischen Einzelfallanalyse möchten wir erste Einblicke in diese noch un abgeschlossene Arbeit eröffnen. Das empirische Dissertationsprojekt des Erstautors folgt dem Ansatz einer relationalen Hermeneutik, die Verwandtschaften mit der dokumentarischen Methode und der Grounded-Theory-Methodologie besitzt und sich insbesondere als eine Präzisierung der Methodik der komparativen Analyse verstehen lässt (Straub, 2010a).¹ Wir beschränken uns in der exemplarischen Fallanalyse auf die Präsentation weniger Resultate. An diesem Beispiel lässt sich, so hoffen wir, sehr gut zeigen, wie komplex die biografische Genese und fortwährende Ausdifferenzierung eines ökologischen Selbst verlaufen kann. Die Interviewpartnerin – wir nennen sie fortan Clara – artikuliert in ihren überaus interessanten Selbstthematisierungen Prinzipien

und Regeln einer ökologischen Lebensform und Lebensführung, die sich unschwer als Ergebnisse historischer, kultureller, gesellschaftlicher oder globaler Diskurse und Praxen dechiffrieren lassen. Ebenso deutlich zeigt sich, wie individuell Clara diese Diskurse und Praxen auslegt, wie sie sich bestimmte Überzeugungen und Orientierungen kreativ aneignet und sie zu einem integralen Bestandteil ihrer qualitativen Identität und persönlichen Lebensführung macht. Dabei spielt Claras engeres soziales Umfeld erwartungsgemäß eine entscheidende Rolle.

Identitätswürfe, persönliche Lebensstile oder Projekte der Lebensführung sind stets zutiefst soziale Angelegenheiten.² Sie werden niemals als solitäre Unternehmungen Einzelner verwirklicht, aufrechterhalten oder verwandelt. Davon legen Claras Artikulationen ihres ökologischen Selbst ein eindrucksvolles Zeugnis ab. Sie zeigen, dass der Verzicht auf Flugreisen und den Verzehr von Fleisch oder sonstigen Tierprodukten immer mit anderen Menschen zu tun hat, auch »von ihnen herkommt« und sie betrifft. Claras Erzählungen und Erwägungen lassen sich im Übrigen als Selbstzeugnisse oder Egodokumente lesen, die bestens zu jenen Worten von John Riker passen, welche wir unserem Beitrag vorangestellt haben. Clara artikuliert Prinzipien und Regeln einer ökologischen Lebensform und Lebensführung, die wie Bestätigungen und Bekräftigungen der psychoanalytisch fundierten Ethik des Philosophen wirken. Vegan und kerosinfrei leben: Das heißt in diesem Fall in der Tat, sein moralisches Leben so zu führen, dass es den im Rahmen einer universalistischen Ethik angesiedelten Ansprüchen anderer ebenso gerecht wird wie den eigenen Bedürfnissen eines ökologischen Selbst. Dieses im Übrigen hochreflektierte Selbst muss sich seine hehre Moral keineswegs in zähem Ringen und mit dem Gefühl, deswegen etwas Wichtiges aufzugeben und Wertvolles zu verlieren, abtrotzen. Claras Selbst fühlt sich von seinem ökologisch geprägten Verhältnis zu sich und seiner Welt nicht genötigt, gegängelt, gemäßregelt und eingeschränkt, sondern vielmehr gestützt, bereichert und erweitert. Dass die Sache mit den eigenen Begehren vielleicht den-

noch nicht ganz so glatt läuft, wie Clara meint, erörtern wir ganz am Ende des Beitrags. Zunächst jedoch zu ein paar Ansatzpunkten und Konturen des handlungs- und kulturpsychologischen Forschungsprogramms!

Die moralische Verfassung des ökologischen Subjekts: Psychologische Annäherungen

Moral bildet und formt Menschen. Die Idee, unsere Lebenspraxis sei ohne moralische Prinzipien und Regeln vorstellbar, muss einstweilen noch zum Reservoir realitätsferner, ja sogar etwas bizarrer Einfälle gerechnet werden. Der Behaviorismus versagt ebenso kläglich wie manche Varianten des Strukturalismus und Funktionalismus, sobald es darum geht, Handlungen zu beschreiben, zu verstehen und zu erklären, die nachweislich in moralischen Werten oder in sozialen Normen *begründet* sind und untrennbar mit ihnen *verflochten* bleiben. Darüber können sich Akteur_innen im Klaren und völlig bewusst sein oder nicht. Vielerlei Abstufungen sind denkbar. Grundsätzlich gilt: Viele Handlungen in unserem gewöhnlichen Alltag (und erst recht in Ausnahmesituationen, in denen Akteur_innen Besonderes widerfährt oder abverlangt wird) *verweisen* auf Werte oder Normen, an die sich die tätigen Subjekte gebunden fühlen. Wegen dieser – nicht selten in Erlebnissen der Selbsttranszendenz (Joas, 2004) entstandenen – Wertbindungen und einer gewissen Treue gegenüber den (in verschiedenartigen Lernvorgängen) angeeigneten Normen tun oder lassen Menschen dieses oder jenes, machen das eine leidenschaftlich gerne, das andere lediglich widerwillig. Sie handeln so oder so in vielen Fällen aus moralischen Gründen, die zuvorderst eine affektive Bedeutung besitzen – aber oft auch kognitiv artikuliert und in ihrer Geltungs- und Bindungskraft rational erläutert und erklärt werden können. Moralisch begründete Handlungen wurzeln in emotional-kognitiven Überzeugungen (und mehr oder minder komplexen Überzeugungssystemen), die Subjekte zu orientieren und zu motivieren vermögen. Sie

schließen Mitleid und andere soziale Gefühle womöglich genauso ein wie lupenreine rationale Argumente.

Moral verleiht Handlungen eine Position und Richtung im soziokulturellen Raum. Ohne Rekurs auf Werte und Normen blieben psychologische (oder soziologische) Handlungserklärungen häufig ein vergeblicher Versuch. Man kann in zweierlei Weise auf sie Bezug nehmen (oder genauer: Man kann bezüglich ihrer praktischen Relevanz auf zweierlei Typen von Werten und Normen zu sprechen kommen): John Searles (1990) – ganz allgemein auf die handlungsleitende Funktion von Regeln gemünzter – Vorschlag ist hier hilfreich. Der Philosoph unterscheidet die *konstitutive* von der (lediglich) *regulativen* Funktion von Werten und Normen. Konstitutiv sind Werte oder Normen dann, wenn ohne sie gewisse Handlungen *gar nicht vorstellbar* wären (wie ein Zug im Schachspiel, das eben *insgesamt* erst durch bestimmte Regeln konstituiert wird: Ohne sie gäbe es schlechterdings kein Schach. Ohne bestimmte Höflichkeitsnormen gäbe es keine Verletzungen derselben und womöglich der in Mitleidenschaft gezogenen Person; und ohne Gesetze zur Vermeidung oder Eindämmung von Umweltverschmutzung gäbe es auch keine Umweltkriminalität). Während konstitutive Prinzipien und Regeln bestimmte Möglichkeiten des Handelns erst schaffen, setzen regulative Werte und Normen an bestehenden Handlungsweisen an und lenken sie in eine bestimmte Richtung, variieren sie in einer quantitativen Hinsicht oder verleihen ihnen eine erwünschte Gestalt. So eine Regel mag etwa lauten: »Steuer das Auto behutsam durch die verkehrsberuhigte Zone, fahr dort nicht über 30 km/h!«. Oder: »Verbrauche beim Zähneputzen möglichst wenig Wasser! Lass den Wasserhahn während des Reinigungsvorgangs nicht aufgedreht!« Das durch solche Vorschriften adressierte Handeln gibt es auch ohne jene Regel, welche es (lediglich) in spezifischer Weise reguliert. In den Beispielen: Man kann auch ohne Geschwindigkeitsbeschränkung durch die verkehrsberuhigte Wohngegend fahren. Es ist möglich, auch ohne ökologisch gemeinte Empfehlungen die Zähne zu pflegen. Für Werte gilt Analoges

wie für Normen, wenngleich es in diesem Fall schwieriger sein mag, konstitutive Prinzipien zu finden. Man kann die Suche jedoch aufnehmen und dann zum Beispiel *Nachhaltigkeit* als einen Wert identifizieren, der bestimmte Handlungsmöglichkeiten tatsächlich erst kreiert. Ein wichtiges Indiz für die Angemessenheit dieser Auffassung ist wohl, dass »nachhaltig« ein vergleichsweise neues Wort ist, das auf neue praktische Herausforderungen und soziokulturelle, psychosoziale Wirklichkeiten gemünzt ist (ebenso wie »Umweltverträglichkeit« oder »Gender Mainstreaming« etc.).³

Festzuhalten ist zunächst: Moralische Werte und soziale Normen sind in psychologischer Perspektive nicht nur noble Ansprüche und hehre Setzungen, die im Gerichtssaal der Vernunft verhandelt werden, sondern häufig auch (individuelle und kollektive) Gründe, die Handlungen *tatsächlich motivieren und leiten*, sodass sie in psychologischen Erklärungen zu recht als wichtige Beweggründe und Orientierungspunkte mit hermeneutisch-explanativer Funktion Berücksichtigung finden. Daran kann man trotz der unumstößlichen Einsicht festhalten, dass sich hinter (angeblich) moralischen Beweggründen mitunter so einiges verbergen mag, das sich mit einer wahrhaftig edlen Gesinnung und noblen Absicht kaum in Einklang bringen lässt. Moral und Macht sind bekanntlich so gut wie nie ganz zu trennen. Moralische Motive waren schon immer ein tauglicher Deckmantel für die Durchsetzung von Machtbegehren und Herrschaftsverlangen sowie dem damit liierten Willen. Friedrich Nietzsches antimoralische Philosophie und Psychologie eines alles menschliche Streben überwölbenden und alles Tun insgeheim durchziehenden Willens zur Macht ist (neben dem Denken von Karl Marx und Sigmund Freud) die berühmteste »Hermeneutik des Verdachts« (Ricœur, 1974a, S. 39ff., 1974b, S. 68), die moralischen Idealen allgemein (und speziell dem Altruismus der christlichen Nächstenliebe) den Kampf ansagt. Ob man dieser Verdachtshermeneutik folgt und sie aus guten Gründen produktiv werden lässt, oder ob man bei psychologischen Handlungserklärungen an die moralischen Selbst- und Weltverständnisse der Akteur_innen anknüpft,

sie ernst nimmt und ihnen einen (gewiss variablen) Raum zugesteht, ist stets eine empirische Frage. Man kann sie mithin nur im Zuge sorgfältiger interpretativer Analysen (wie der im Folgenden vorgestellten) klären.

Es entspricht unserer allgemeinen Erfahrung, dass moralische Motive und ethische Begründungen menschlichen Handelns nicht selten lediglich die hässliche Fratze eigentlich wirksamer, egozentrischer und egoistischer Motive selbstsüchtiger Subjekte verkleiden und verbergen. Das mag auch in manchen ökologischen Diskursen und in Streitgesprächen im kleinen Kreis der Fall sein. Menschen können sich und anderen etwas vormachen und jene mit ihren moralischen Ansichten und moralisierenden Argumenten auch übel drangsalieren. Die absolute Überzeugung und rigide Vorschrift etwa, dass der Müll *exakt so und so* getrennt gehört, erweist sich nicht immer nur als moralisch geadelte ökologische Einstellung und Haltung. Sie kann auch dazu dienen, anderen Druck zu machen, sie zu kontrollieren und zu bedrängen usw. Macht und Moral können sich bestens in die Hände spielen, in der Partnerschaft oder Familie so gut wie in größeren Gemeinschaften und der Gesellschaft. Moral kann außerdem auch andere psychosoziale oder soziokulturelle Funktionen übernehmen, die mit moralischen Reflexionen und Ansprüchen wenig bis nichts zu tun haben. So können moralische Überzeugungen auch der Angstabwehr dienen oder genuss- sowie lustfeindliche persönliche Dispositionen kaschieren. Ebenso mögen sie als soziales Differenzial fungieren, durch das die eigene Person und eigene Bezugsgruppe nicht nur von anderen unterschieden, sondern gegenüber diesen auch aufgewertet oder überhöht werden (selbstwertdienliche Funktion von Moral). Dennoch wäre es verkehrt, schlechterdings *jede* moralische Option als nichts Anderes denn als getarntes Machtstreben, Angstabwehr oder selbstwertdienliche Diskriminierung anderer und dergleichen zu desavouieren. Es widerspricht unseren alltagsweltlichen Erfahrungen ebenso wie einschlägigen empirischen Befunden, Menschen im Rahmen einer Hermeneutik des Verdachts kurzerhand alle guten Absichten und Taten, noblen Affekte und ed-

len Effekte kurzerhand abzuspüren, zumal solche, die am Wohlergehen und Glück des anderen orientiert sind und tatsächlich dazu beitragen.

Moral matters, oftmals in einem von den moralisch denkenden, fühlenden und handelnden Akteur_innen selbst intendierten Sinn. Das entgeht nicht nur den genannten Theorieströmungen (wie dem Behaviorismus), sondern auch vielen Ansätzen im Feld der kognitiven Psychologie oder jenen rationalistischen Handlungstheorien, welche Entscheidungen für oder gegen das Gute lediglich als Wirkungen der eigentlich maßgeblichen Kosten-Nutzen-Kalkulationen und eigennützigen Motive von profitorientierten oder hedonistischen Akteur_innen betrachten. Solche egozentrischen und egoistischen Individuen achten »im Grunde genommen« auf nichts Anderes als auf ihren eigenen Vorteil und ein gerüttelt Maß an Vergnügen. Riker (2010) widerspricht dem Allgemeinheitsanspruch dieses Menschenbilds und stellt ihm seine der psychoanalytischen Selbstpsychologie verbundene philosophische Ethik entgegen. Er hält das (in zahllosen Diskursen subtil oktroyierte, nicht zuletzt in philosophischen Kreisen und wissenschaftlichen Institutionen gestiftete oder gestützte) Selbstverständnis moderner Individuen für grundverkehrt. Dieses besagt, moderne Menschen seien im Wesentlichen »pleasure-optimizing organisms engaged in an intense competition with one another for satisfactions« (ebd., S. 10). Etwas ausführlich lässt sich das in folgende Bestandteile zerlegen: Moderne Subjekte sind überzeugt,

»that (1) humans are independent organisms, each basically wired to be concerned for their own interest; (2) their interests are conceived of as a maximizing of satisfactions and a minimizing of pain; (3) there can be no universal concept of good, as what gives pleasure and pain differs for individuals; (4) individuals occupy a word of scarce resources and must compete for its goods – compete for everything from winning the most desirable mate to acquiring the basic necessities of life; and (5) there is no authority over an individual's life that is higher than the individual himself« (ebd.).

Riker lehnt diese Auffassung entschieden ab. Sie führt ihn geradewegs zur »psychology of the cheater« (ebd., S. 11ff.), einem an Marktbedingungen und -mechanismen angepassten flexiblen Menschen, einem Schwindler und Trickser, der sich selbst etwas vormacht und andere ohne mit der Wimper zu zucken belügt und betrügt, wo immer es schnelle Gewinne zu erzielen gibt. Mit Kohut kennt Riker dagegen nicht allein ein »reifes Selbst«, das er durch bestimmte strukturelle Eigenheiten und Charaktereigenschaften kennzeichnet (ebd., S. 41ff.), sondern auf einer sehr grundlegenden Ebene einer (historisch und kulturell veränderlichen) philosophisch-psychologischen Anthropologie einen Menschen, der mehr ist als ein hedonistischer Konkurrent und Kombattant. Diesem dynamischen, genuin relationalen, intersubjektiven, auf andere angewiesenen und von ihnen abhängigen, ihnen aber auch zugewandten und auf sie zugehenden, sich um sie sorgenden Selbst *geht es um etwas* im Leben – und zwar um mehr und anderes als die besagten Triumphe in Konkurrenzen zwischen vergnügungssüchtigen Egozentriker_innen und Egomane_innen.

Der psychoanalytisch aufgeklärte Moralphilosoph und Moralpsychologe verortet dieses Selbst zwischen zwei besonders wichtigen Polen, die ihm Vitalität verleihen: Ambitionen und Ideale. »It is, therefore, an organization of energy for engagement with the world and a set of values that give meaning to life« (ebd., S. 44). Für diese Personen, die sich und ihr Leben ernst zu nehmen vermögen (Frankfurt, 2016) und sich demzufolge von Zeit zu Zeit fragen, was sie aus ihrem (mit anderen geteilten, auf sie eingestellten) Dasein denn noch so alles anstellen könnten, geht es nicht hauptsächlich um bloßes Vergnügen, um schnellen Genuss und möglichst viel Spaß. »Self psychology offers a different story. Self psychology holds that life is not fundamentally about the production of pleasure but about the development of the self« (Riker, 2010, S. 101). Das soll unter anderem heißen, dass Menschen danach streben, ein in ihren eigenen Augen sinnvolles Leben zu führen, also einigermaßen regelmäßig etwas zu erleben und zu tun, das Bedeutung für sie besitzt. Niemand möchte, meinen Kohut und

Riker, allen Ernstes einfach bloß vor sich hinleben. Niemand will nur gleichgültig zuschauen, was so alles vor sich geht, und dabei in depressiven Stimmungen versinken, die ihn (oder sie) daran hindern, selbst etwas zu unternehmen. Womit Gruppen und Individuen Sinn und Bedeutung verbinden, kann erheblich variieren. Die Selbst-Psychologie beharrt allerdings darauf, dass es sich dabei nicht um Eintagsfliegen handeln kann – heute dies, morgen das, Hauptsache, es macht ab und zu ein wenig Spaß. Eine gewisse Konstanz und Kontinuität müsse da schon sein, egal, ob man sich nun im religiösen Feld oder in der Politik engagiert – oder ob man speziell in seinem ökologischen, am Prinzip der Nachhaltigkeit orientierten Denken und Handeln etwas derartig Sinn- und Bedeutungsvolles sieht, dass man diese praktisch folgenreiche Haltung und Orientierung zum Kern des eigenen Selbst zählt (und darin von Außenstehenden, die mit der qualitativen Identität dieser Person hinreichend vertraut sind, Zustimmung erfährt).

Niemand muss sich ein für alle Mal festlegen. Wichtige, identitätsstiftende Handlungs- und Lebensorientierungen sind aber auch nicht beliebig und willkürlich austauschbar – als wechselte man bloß ein paar abgetragene Schuhe. Das gilt für Ambitionen und Projekte oder Ideale ebenso wie für Bindungen, denen sich ein bestimmtes Selbstgefühl, Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein verdankt. Die Selbstpsychologie spricht emphatisch von der Integrität eines Selbst und hält dieses (niemals vollständig erreichbare) Entwicklungsziel für unerlässlich. Auch Riker bestimmt diesen Begriff der »Integrität« (mit Kohut, 1981) primär psychologisch. Der Witz seines Ansatzes, in dem die Selbstpsychologie mit der Moralpsychologie und Moralphilosophie verwoben wird, besteht nun allerdings darin, dass eine gelingende psychische Entwicklung mit der Ausbildung einer achtenswerten ethisch-moralischen Haltung in eins fällt. Nur deswegen kann Riker sagen, warum es gut ist, ein guter Mensch zu sein: weil jeder Person doch wohl daran gelegen sein dürfte, ihr Seelenleben, ihre Persönlichkeit oder eben ihr Selbst zu entwickeln und gedeihen zu lassen, just diese Ziele aber die beste

psychologische Basis für eine ethisch-moralische Existenz im Zeichen des Guten seien. Die Selbstpsychologie kann also nicht nur sagen, warum es gut ist, gut zu sein, sondern auch, wie man es quasi ganz automatisch werden könne, nämlich durch die Entwicklung eines »reifen Selbst«. Das freilich ist alles andere als eine leichte Aufgabe oder bloße Selbstverständlichkeit, ein Automatismus gar.

Auch wenn Riker also gesteht, dass das alles vielleicht doch nicht ganz so einfach ist und niemand die idealisierte volle Integration des Selbst erlangen könne (Riker, 2010, S. 101), so beharrt er doch darauf, dass die besagte seelische Integrität der Schlüssel zu einem guten Leben im ethisch-moralischen Sinne sei. Nun, das ist dann vielleicht doch etwas zu viel des Guten, wird der Selbstpsychologie durch diese Kopplung des Seelenheils an sittliche Exzellenz schon etwas arg viel zugemutet und zugetraut. Riker ist zwar – anders als so manch andere Vertreter der Kohut'schen Selbstpsychologie – kein Fantast und bloßer Schwärmer, sondern ein um begriffliche Genauigkeit bemühter Philosoph, der die Vernunft überaus schätzt, auch wenn er von ihr nicht schon das gesamte im Leben erlebbare Glück erwartet (ebd., z. B. S. 107, 163). Er schießt aber unseres Erachtens doch etwas übers Ziel hinaus, wenn er die Selbstpsychologie nicht allein für die *Heilung des Selbst* (Kohut, 1981) zuständig erklärt, sondern tatsächlich glaubt, durch den massenhaften Einsatz dieser psychoanalytischen Therapieform ließen sich nicht nur die (das Erlebnis- und Handlungspotenzial von Individuen merklich beeinträchtigenden) Spaltungen und Fragmentierungen, eine alles in allem quälende Zerrissenheit und das nagende Gefühl der Sinnlosigkeit des Daseins und zumal der eigenen Bedeutungslosigkeit beheben, sondern *uno actu* die Errettung der modernen Gesellschaft und deren Befreiung von allem Übel bewerkstelligen. Selbst wenn Riker – und er macht das mit einer gewissen Scheu und Zurückhaltung – durchaus bedenkenswerte Vorschläge unterbreitet, wie man den Miseren in der heutigen Gesellschaft (Nordamerikas, aber gewiss auch anderswo, *mutatis mutandis*) begegnen könne (vgl. ebd., S. 151ff.; siehe dazu

auch unsere Einführung zu diesem Heft), so gerät ihm sein gut gemeintes Plädoyer unter der Hand dann doch etwas zu arg zu einem Werbefeldzug für die Selbstpsychologie. So viel Vertrauen und Hoffnung möchten wir in Kohuts Selbstpsychologie keinesfalls setzen, und wir würden es auch nicht enthusiastisch begrüßen und uneingeschränkt feiern, wenn irgendwann an jeder Ecke eine selbstpsychologische Praxis ihre therapeutischen Offerten macht (was Riker tatsächlich wünscht, für hilfreich und sogar erforderlich hält). Man kann von diesen Experten und Expertinnen gewiss manches lernen und profitieren. Die ethisch-moralische Verfassung der Gesellschaft oder gar das Wohlergehen der Welt sollte man jedoch nicht von ihnen abhängig machen. Das gilt im Übrigen für jede Gruppe, die sich einer Art Erlösungsauftrag verschrieben hat, sei der zu beschreitende Weg nun religiös oder säkular. Auch Riker neigt zur überschwänglichen Generalisierung von Erfahrungen, die man im therapeutischen Setting unter selbstpsychologischer Ägide machen kann und gewiss vielfach gemacht hat. In einem auch für unsere Darstellungs- und Argumentationsinteressen höchst relevanten Punkt hat er aber vollkommen Recht (sodass sein Ansatz in der Tat einen produktiven heuristischen Rahmen für die handlungs- und kulturpsychologische Analyse des ökologischen Selbst bietet): Die Entwicklung des Seelenlebens einer Person ist aufs Engste mit der Genese und Ausdifferenzierung moralischer Orientierungen und Haltungen verbunden.

Speziell das interessierende ökologische Denken und Handeln ist zumindest für viele Menschen nicht einfach irgendeine Option, die man bei Bedarf gegen irgendeine andere austauschen kann. Sie gehört vielmehr ins Zentrum der qualitativen Identität einer Person und der Struktur ihres Selbst. Es ist deshalb gerechtfertigt, in einem starken Sinn vom ökologischen Selbst zu sprechen. Dieses Selbst ist in ethisch-moralischen Überzeugungen und Orientierungen konstituiert, die dem eigenen Leben und Handeln Sinn und Bedeutung verleihen. Nachhaltigkeit ist ein Wert, den zu bedenken, zu berücksichtigen und zur Richtschnur des eigenen Denkens, Fühlens

und Handelns zu machen, dem eigenen Selbst Wert verleiht, der es selbst zu etwas Wichtigem und Wertvollem macht. Das geschieht in aller Regel nicht auf einen Schlag. Und die lebensgeschichtliche Entwicklung, der sich das (halbwegs stabilisierte) ökologische Selbst schließlich verdanken mag, ist auch nicht so geradlinig und eindeutig, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Wir sehen uns nun das angekündigte Beispiel an. Dabei sollte man sich bewusst bleiben, dass systematische komparative Analysen mit geeigneten Vergleichshorizonten zu zahlreichen Differenzierungen und Typisierungen führen würden, am Ende zu Typiken und einer möglichst reichhaltigen Typologie des ökologischen Selbst (das dadurch pluralisiert, auf mehrere Varianten verteilt würde). Dass dieses Selbst ins späte 20. und 21. Jahrhundert gehört, wurde gesagt. Es sind die in dieser Zeit entstandenen moralischen Subjektivierungsformen, die es überhaupt erst möglich gemacht haben. Wie sehr ihre konkrete Gestalt gleichwohl von den Subjekten und ihrem persönlichen Denken, Fühlen, Wünschen, Wollen und Handeln abhängt, wird die nun folgende Einzelfallanalyse ebenfalls verdeutlichen.

Eine exemplarische Fallanalyse in vier Fragmenten

Unsere interpretative Analyse wird in Bruchstücken präsentiert. Es ist im vorgegebenen Rahmen nicht möglich, ein 33 Seiten umfassendes Interview einer detaillierten Sequenzanalyse zu unterziehen sowie intratextuelle und intertextuelle komparative Analysen durchzuführen, wie es die Entwicklung von Typiken und Typologien bzw. gegenstandbezogenen Kategorien und Theorien erfordert (zu Vergleichsprozessen im Rahmen der relationalen Hermeneutik siehe Straub, 2010a; zur *constant comparative method* in der Grounded-Theory-Methodologie vgl. Ruppel & Mey, 2017; grundlegend: Glaser, 1965; Glaser & Strauss, 1967).⁴ Die ausgewählten Fragmente eröffnen gleichwohl einige Einsichten in die Konstruktion einer autobiografischen Erzählung, in der der Verzicht auf

Flugreisen und den Konsum von Fleisch sowie anderen Tierprodukten zu einem zentralen Element des eigenen Selbst- und Weltverhältnisses wird. Claras Narrativ⁵ ist ein eindrückliches Beispiel für die an eine »neue« moralische Subjektivierungsform gebundene Konstitution eines Selbst, das seine »vegane und kerosinfreie« Existenz als persönliche Bereicherung und Konsequenz politischer Notwendigkeiten betrachtet. Den willentlichen Verzicht auf einige Handlungsweisen und Gewohnheiten, die nach wie vor zu den Säulen gesellschaftlicher Normalitätsvorstellungen gehören, rekonstruiert Clara in ihrem lebensgeschichtlichen Narrativ als sukzessive Entfaltung eines ökologischen Selbst, durch das sie sich mit anderen – vornehmlich Gleichgesinnten in nächster Nähe – verbindet und verbündet. Zugleich profiliert und positioniert sie sich dadurch gegen andere, eigene Familienangehörige und Verwandte ebenso wie anonyme Nebenmenschen in Gestalt des generalisierten Anderen.

Erster Auftritt eines ökologischen Selbst: Empathie und Fürsorge für notleidende Tiere

Auf die Eingangsfrage des Interviewers, »wie es dazu kam, dass Du nicht mehr fliegen möchtest« (6), insbesondere auch im Rahmen von »Urlaubsreisen« (11), und welchen Stellenwert solche Ferienreisen denn überhaupt für sie hätten, antwortet Clara spontan und ganz entschieden: »Ganz klar zu beantworten: gar keinen« (16). Eine Frage, eine Antwort. Dann jedoch wird es gleich etwas komplizierter, komplexer. Sie sei schon seit Jahren »nicht mehr richtig im Urlaub« gewesen und habe »auch nicht das Empfinden, dass ich das brauchen würde« (16f.). Als sie unmittelbar darauf die Gründe für diese Enthaltensamkeit darlegt – warum sie »prinzipiell Urlaub als solches gar nicht so viel mache« (18) –, wird allerdings klar, dass es wohl nicht lediglich ihr mangelndes Bedürfnis ist, das sie auf Ferien jeglicher Art seit Längerem verzichten lässt. Es spielten hier nämlich auch »finanzielle Gründe« (18) eine

Rolle. Als zweiten Grund führt sie sodann an – wobei die Erzählung nun schon auf einen ersten Höhepunkt zusteuert –, »dass ich lange Zeit Haustiere hatte. Also ich hab' mit 18 sofort Tiere aus dem Tierheim aufgenommen«, darunter auch »Notfalltiere«. Nagetiere seien das gewesen (19ff.). Ihre Tierliebe führte also ebenfalls dazu, »dass ich praktisch ständig zu Hause gebunden war« (22).

Im Hinblick auf unser Thema – die narrative Entfaltung der Genese eines ökologischen Selbst in autobiografischer Retrospektive – sind diese Darstellungen außerordentlich aufschlussreich. Sie stecken persönliche Relevanzen ab. Durch die Kontrastierung von Urlaubsreisen einerseits, ihre einfühlsame Solidarität mit notleidenden Tieren und ihre Pflegebereitschaft andererseits, situiert sich Clara als Person mit bestimmten starken Werten in einem identitätsstiftenden moralischen Raum. Auf diese Weise macht die Erzählerin klar, dass die Absage ans Flugzeug als Reisemittel von Anfang an etwas mit ihrer Liebe zu bedürftigen, in Bedrängnis geratenen Lebewesen zu hat (mit Nagern und wohl auch anderen Tieren, die im Tierheim zwar überlebten, aber nach Claras Gefühl nicht angemessen, nicht gut lebten). Was die sich selbst präsentierende Erzählerin bereits in den ersten Sekunden ihres autobiografischen Narrativs auf eindrucksvolle Weise tut, wird eine reflektierende Interpretation (und die hier implizit bleibende Bezugnahme auf produktive Vergleichshorizonte) kaum übersehen können: Clara präsentiert ihr Selbst, indem sie sogleich von ihrer Empathie und Perspektivenübernahme berichtet sowie von ihrer Entschluss- und Tatkraft. Sie kümmert sich um Tiere, die jemanden brauchen. Von Zweifeln, die notleidenden Tiere nach Hause zu nehmen und dort (gesund) zu pflegen, findet sich in dem Text keine Spur.

Claras Solidarität mit der armen Kreatur und ihre liebevolle Fürsorge entspringt einem Bewusstsein und Gefühl der Verantwortung für andere Lebewesen sowie einem Impuls, Hilfe zu leisten und Gutes tun zu wollen, wo man dies vielleicht wollen und tun sollte. Die Urlaubsreise sinkt im Vergleich mit dieser Praxis zu einer eher belanglosen, persönlich jedenfalls nicht so wichtigen Option herab – und wirkt

schon an dieser Stelle ein wenig wie ein etwas unnötiger Tribut an hedonistische Oberflächlichkeit. Spaß und Erholung versus Solidarität und Sinn – so (oder so ähnlich) könnte man den pragma-semantischen Kern von Claras erster Antwort auf die Frage, wie es denn dazu kam, dass sie nicht mehr fliegen möchte, resümieren. Diese Antwort fundiert und umrahmt alles, was in der lebensgeschichtlichen Erzählung noch folgen wird. Sie markiert, worum es Clara vor allem geht und wer sie ist bzw. wie sie sich sieht oder gesehen werden möchte, worum ihr Leben kreist und worum es sich drehen soll. Mit 18 Jahren spätestens war ihr das glasklar, der eigene Anspruch nicht allein bloße Theorie, sondern beherzt gelebte Praxis. Die skizzierte Orientierung wurde zu einem alles überwölbenden Wert, zu einem Handlungs- und Lebensprinzip (aus dem sich normative Direktiven ableiten lassen). Der von Mitleid und tatkräftig übernommener Verantwortung für leidende Lebewesen geprägte Erzähleinstieg steckt mit einem Schlag einen allgemeinen Rahmen ab, in den eine moralische Subjektivierungsform, die zur Genese und Ausdifferenzierung eines ökologischen Selbst führen wird, bestens hineinpasst.

Betrachtet man sich dieses hier abgeschlossene, weitgehend paraphrasierte erste Segment einer ohne Zögern begonnenen autobiografischen Erzählung genauer, so fällt auf, dass der Verzicht auf Urlaubsreisen keineswegs einfach von Claras mangelndem Bedürfnis nach dieser kulturell so selbstverständlich gewordenen Auszeit herrührt. Gewiss hätte sie sich die Nager aus dem Heim wohl nicht ins Haus geholt, wäre sie schon damals eine auf Reisen geradezu versessene junge Frau gewesen. Dennoch ist es so, dass sie ihre freiwillig zu sich genommenen tierischen Mitbewohner daran hinderten, häufiger längere Reisen anzutreten (die durchaus verlockend waren). Clara versagte sich diesen Luxus durch ihre Entscheidung, sich um bedürftige und manchmal größere Not leidende Tiere zu kümmern. Beides war nicht zu vereinbaren. Dazu kam, dass das Geld knapp war, also zumindest teurere Reisen nicht (ohne Weiteres) in Betracht kamen. Für die Versorgung der ehemaligen Heimbewohner reichten die Mittel

(und die dafür aufzuwendende Zeit), für Urlaub eher nicht. Aber den brauchte sie während der vergangenen Jahre auch gar nicht sonderlich dringend: Zumindest hat sie »nicht das Empfinden« (17).

Wenn man diese Wortwahl als eine vorsichtige Relativierung der getroffenen Aussage liest – eine Empfindung kann einen ja täuschen – und dazu noch berücksichtigt, dass die finanziellen Möglichkeiten ihres Erachtens keine nennenswerten Urlaubsreisen zuließen, bleibt es zwar dabei, dass Clara faktisch seit geraumer Zeit keinen Urlaub gemacht hat, besagt aber nicht, dass sie dies nicht vielleicht doch einmal hätte tun wollen. Sowohl der Aspekt der Erholung und Unterbrechung des durch Routinen und Arbeit geprägten Alltags, als auch der Gesichtspunkt des Reisens werden zu Beginn der Erzählung keineswegs negativ konnotiert. Dabei wird es auch bleiben. Im zweiten Segment der Erzählung bedauert sie sogar ein wenig, nicht mehr gereist zu sein und Urlaub machen zu können: »Auch schade ein bisschen schade. Weil ich gern ein bisschen mehr machen würde« (33). Sie hofft hier auf Zeiten, in denen ihr eine verbesserte Lage ihrer Finanzen die ersehnten Ferien gestatten wird.

Was Clara andeutungsweise schon hier und später sehr vehement ablehnt, sind lediglich *bestimmte* Urlaubsreisen, nämlich solche, die mit dem umweltbelastenden Transportmittel Flugzeug unternommen werden – und die für Clara auch unabhängig vom fragwürdigen Fliegen oft noch nicht einmal sonderlich attraktive und sinnvolle Unternehmungen darstellen. Viele Urlaubsreisen, an denen sich andere erfreuen mögen, sind, wie im Folgenden noch deutlicher wird, für Clara keine lohnenden Ziele, die ihr wirklich etwas bedeuten könnten. Doch dazu später mehr. Wichtig ist für sie jedoch das Engagement für »Notfalltiere« (21). Wie im zweiten Segment dargelegt wird, nahm sie ihre ständigen Begleiter schon auch mal mit in die Stadt, in der ihr Freund früher wohnte. Dort hatten sie einen »Zweitkäfig« (27) – für die Tiere, in Gestalt der Wohnung gewissermaßen auch für sie selbst, insofern Clara an diesen Ort reiste, um dort erneut nicht gerade eingesperrt, aber doch an ihn gebunden zu sein.

Urlaubsreisen waren diese Wochenendfahrten zum Freund mitnichten, und so kann Clara wiederholen: »Also Urlaub in dem Sinne nicht. [...] Rumfahren, nee. Gar nicht« (27, 29).

Festzuhalten ist, wie Clara die Eingangsfrage des Interviewers zügig beantwortet und sich dadurch in einem moralischen Raum positioniert, in dem für ihr Selbst zentrale, ja konstitutive Werte, Handlungs- und Lebensprinzipien eine maßgebliche Rolle spielen. Clara präsentiert sich, noch bevor es ums Fliegen oder um Fleischverzehr geht – sie lebt ja seit einiger Zeit vegan und kerosinfrei – als moralisches Subjekt, dessen empathische Gefühle für leidende Lebewesen als *Movens* ihres Selbst fungieren. Dieser Beweggrund wird sie noch lange beschäftigen und antreiben. Er bildet bis heute eine Konstante in ihrem Leben – wobei sich manches ausdifferenziert hat und die solidarische Zuneigung zu bedürftigen Tieren mittlerweile in eine universalistische Ethik eingebettet ist, an der sich das eigene Tun und Lassen zu messen haben. Neben den im ersten Segment spontan wirkenden Gefühlen spielen freilich auch kognitive Erwägungen und rationale Argumente eine immer stärkere Rolle. Claras Gefühle richteten sich gegen Gleichgültigkeit gegenüber dem Leid von Lebewesen und motivierten zu einem Engagement, das wie ein Vorbote des Denkens und Handelns eines ökologischen Selbst erscheint. Claras Erzählung jedenfalls erzeugt diesbezüglich einen kontinuierlichen und kohärenten Zusammenhang einer personalen Identität, zu dessen qualitativen Merkmalen sich Clara bis heute bekennt.

Fragwürdiges Reiseverhalten als Zeitvertreib: Erfülltes Dasein, sinentleertes Fortsein

Nach dem eben analysierten Auftakt zur autobiografischen Erzählung setzt Clara neu an, als der Interviewer noch einmal nach Reisen »früher in der Kindheit und Jugend« fragt (36f.). Sie tut das »ganz von vorne [...] chronologisch ungefähr« (39) und leitet so, im Rückblick auf ein erstes und sodann einige weitere einschlägi-

ge Erlebnisse, ein paar allgemeine Überlegungen zum »Reiseverhalten« (40) ein (das hier auch als soziokulturelle Praxis vergleichsweise wohlhabender Menschen in Industrienationen kategorisiert wird). Die Aufzählung früherer Reisen beginnt folgendermaßen: »Also, das erste woran ich mich erinnere, war auch gleich die erste und letzte Flugreise meines Lebens. Da war ich nämlich fünf und bin mit meiner Mutter nach Gran Canaria geflogen. Die wollte unbedingt, bevor ich zur Schule gehe, noch einmal den Zeitraum abpassen, mit Kind einfach wegfahren zu können« (40ff.). Danach erwähnt sie jährliche Ferienreisen, die die Eltern (und später nur der Vater, weil die Mutter »ihrerseits wegen der Katzen zu Hause geblieben ist« [46]) mit dem Auto unternahmen. Ziel war ein ostfriesischer Bauernhof. Sodann wird eine »größere Reise« (48) erwähnt mit ihrem Vater nach Finnland per Auto und Schiff. Ihren Vater hat sie damals als Fan einer finnischen Musikgruppe praktisch »genötigt« (50) zu dieser letzten großen »Tour« (54). Ansonsten enthält die autobiografische Aufzählung noch eine Busreise nach Ungarn in der »Chorfreizeit« (55) sowie einen Klassenausflug nach Amsterdam. All das wird bezüglich der Transportmittel spezifiziert, bleibt ansonsten aber unkommentiert. Die Reihe an stets klar motivierten Reisen ist vergleichsweise schnell erschöpft. Sie bildet, wie gesagt, lediglich das Intermezzo zu genereller gehaltenen Reflexionen über Reiseverhalten (seine möglichen Motive, seinen Sinn und Zweck im Leben usw.).

Im nächsten Segment imaginiert Clara, nach ihren (Reise-)Plänen oder Wünschen für die Zukunft gefragt, lachend eine Fahrt »mit unserem Moped mal ins Havelland« (65). Diese Fantasie steht in scharfem Kontrast zu den allseits grassierenden, von der Tourismusindustrie in ihrer omnipräsenten Werbung stark genährten Wünschen. Dort nämlich geht es jedenfalls häufig um als abenteuerlich oder exotisch gepriesene Weltreisen in weit abgelegene Gegenden (weshalb Clara über ihre Havellandfantasie auch lachen kann). Mit dem knatternden Moped quasi in die Nachbarschaft: Das klingt zunächst vielleicht nicht gerade aufregend und kann deswegen auch ironisch gegen pompöse Bilder auf-

wendiger Weltreisen und wundervoller Urlaube an abgelegenen Meeresufern oder in anderen verbliebenen Paradiesen auf Erden abgesetzt werden. Es gäbe auch noch andere Dinge, die die vielseitig interessierte Clara gerne machen würde – wenn sie sich die leisten könnte und Zeit dazu fände. Die spanische Sprache besser erlernen beispielsweise (74), womöglich in Barcelona, wohin es, als sie 17 Jahre alt war, mit der Schulklasse bereits einmal gehen sollte (was Clara allerdings aus finanziellen Gründen »in letzter Minute canceln« musste [68]). Die Erzählerin bilanziert und imaginiert derlei Reisen – in erklärtem, ja heftigem Gegensatz zu luxuriösen Flugreisen in entfernte Länder, an denen die betuchten Tourist_innen kaum mehr interessiere als der Pool im isolierten Resort. Aus diesem kontrastiven Gegenhorizont, den sie an verschiedenen Beispielen spezifiziert und immer schärfer konturiert, konstruiert Clara nach und nach ein allgemeines Argument, mit dem sie zentrale Prinzipien ihrer ökologischen Lebensführung verdeutlicht. Dabei gerät die Ökologie zunehmend zu einem Stellvertreter für allgemein vernünftige und sinnvolle Orientierungen, die ein befriedigendes, gelingendes und gutes Leben gewährleisten (auch in moralischer Hinsicht). Das Umweltbewusstsein und der Wert der Nachhaltigkeit stehen also *pars pro toto* für eine im Zeitalter ökologischer Krisen nicht nur allgemein verantwortbare, vernunftorientierte Lebensform, sondern auch für eine Existenz, in der es um etwas Wichtiges, Erfüllendes und Sinnstiftendes geht. Clara positioniert ihre Handlungs- und Lebensorientierungen sowie ihre Ansprüche und Erwartungen, die sie an eine sinnerfüllte Existenz richtet, in deutlicher Polemik gegen eine Lebensform, die sie einer gewissen Gedankenlosigkeit bezichtigt und dem weiten Spektrum hedonistischer Oberflächlichkeiten zuordnet. Touristische Flugreisen zu Urlaubszwecken gehören für sie ganz klar dazu. Entsprechend eindeutig werden sie von Clara abgelehnt – im Lauf ihrer lebensgeschichtlichen Entwicklung immer klarer und entschiedener. Für Clara gibt es kein unbegrenztes individuelles Recht, »hedonistisch sich irgendwie zu befriedigen auf Kosten anderer« (412f.). Durch die Konstruktion eines

hedonistisch-egozentrischen Antagonisten und die Abgrenzung von diesem erlangt das eigene ökologische Selbst noch schärfere Konturen. Nicht zuletzt erfährt es in der Kontrastierung Aufwertung und Distinktion (also auch Distinktionsgewinne im Sinne Bourdieus [1982]).

Ihre Kritik am ungezügelten Hedonismus im Zeichen einer falsch verstandenen individuellen Freiheit wurzelt, so berichtet Clara, in nachdenklich stimmenden und alles in allem eher abschreckenden Exempeln in ihrer unmittelbaren Umgebung. Es sind zunächst bestimmte Verwandte, die es ihr fraglich erscheinen lassen, ob denn Fernreisen mit dem Flugzeug tatsächlich jene Bereicherung und Erfüllung bringen, wie sie die Werbung der Fluggesellschaften und Tourismusbranche verspricht. Clara nimmt für sich – wie man in einer theoretisch angeleiteten Interpretation ihrer autobiografischen Selbstthematisierung sagen könnte – ein herausforderndes Konzept expansiven Lernens (Holzkamp, 1993; Straub, 2010b) in Anspruch, wenn sie nach Chancen fahndet, im Zuge existenziell bedeutsamer Lernerfahrungen das eigene Erlebnis- und Handlungspotenzial auszuweiten, zu differenzieren und zu vertiefen. Genau solche Erfahrungen und Expansionen spricht sie jenen ab, welche sich, von leeren Versprechen verführt, in den Flieger setzen und mehr oder weniger arrangierte Urlaubsreisen unternehmen. Auf diesen weltumspannenden Reisen finden sie, so veranschaulicht es Claras Erzählung, meist kaum mehr als ein paar eher oberflächliche Eindrücke und kurzweilige Vergnügungen. Nicht zuletzt genießen sie als Tourist_innen ein bisschen Urlaub von sich selbst, Ablenkung vom eigenen Selbst, von einem Leben im eigenen Heim und vor der eigenen Haustür. Das nämlich sei ihnen bereits fad geworden, obwohl es, meint Clara, doch in nächster Nähe (wie im Havelland) eigentlich genügend zu entdecken und viel Schönes zu erleben gäbe. Die pragmatische und semantische Dimension von Claras ökologischer Lebensführung geht, wie erneut zu sehen ist, weit über die Dimension des Umweltschutzes oder des umweltverträglichen (Reise-)Verhaltens hinaus. Das Reisen wird in ihren Geschichten, Beschreibungen und wertenden Stellungnahmen zu einer Metapher

fürs Leben selbst. Manche Reisen verfehlen das eigentlich Bedeutsame im Leben – auch weil sie es durch ökologische Unvernunft weiter gefährden und insbesondere die Zukunft gegenwärtiger und kommender Generationen aufs Spiel setzen würden.

Exempel, an denen Clara ihre Orientierung entfaltet und erläutert, hat sie mehr als genug:

»Also ich fang mal damit an, dass ich als Beispiel für Vielflieger meine Tante und meinen Onkel habe. Die sind/fliegen ständig irgendwohin. So. Und auch gerne so Malediven oder so. Wenn man jetzt mal Hagen Rether⁶ zitieren sollte: ›Ich hab da ’ne Freundin. Neulich kam se zu mir und sagte: Die Malediven gehen bald unter. Jetzt fliegt sie noch zweimal hin. Weil sonst sind die weg‹. So nach dem Motto agieren halt meine Tante und mein Onkel. Und das ist für mich sehr abschreckend irgendwie« (91ff.).

Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass diesen beiden Verwandten aus Claras Sicht der Klimawandel durchaus Sorgen bereitet und sie sich in anderen Bereichen um umweltverträgliches Handeln bemühen: »Aber reisen wollen sie sich halt nicht nehmen lassen« (94). Clara grenzt sich von einer solchen Haltung entschieden ab. Bemerkenswert ist nicht zuletzt, dass sie ihre Distanz auch im Hinblick auf eigene Motive unter die Lupe nimmt. Es könnte ja sein, dass sie beispielsweise etwas kritisiert, was sie selbst nicht haben kann – und *gerade weil* sie es (mangels finanzieller Möglichkeiten) nicht kriegen kann. Verdankte sich Claras Kritik dem Motiv der Missgunst oder des Neides, verlöre sie offenbar ihre Überzeugungskraft. Dem beugt die Erzählerin vor, indem sie berichtet, dass sie häufiger in ihrem Leben gar nicht vor der Frage stand, teure Urlaubsreisen anzutreten. Dazu fehlten ihr schlicht die materiellen Mittel. »Und dann hatte ich aber die Option. Da hat mir nämlich meine Oma angeboten, sie nach Griechenland zu begleiten« (95ff.). Clara lehnte ab – gegen den sanften Druck nicht nur der Großmutter, die stellvertretend für die gesamte Familie steht (und, wie später deutlich wird, für einen noch viel weiteren Kreis, der gesellschaftliche Normalität und normative

Standards repräsentiert, denen sich Clara aus eigenen, ihres Erachtens guten Gründen zu entziehen sucht):

»Also meine Familie hatte immer Interesse daran, dass ich doch bitte reisen möge. Weil das irgendwie für mich ja ganz toll wäre. Und ich da ganz viele wichtige Sachen vielleicht lernen könnte. Was ich ja gar nicht abstreiten will. Es ist halt nicht, dass ich da kein Interesse daran hätte, andere Kulturen kennenzulernen. Es geht mir ja eher um den Akt des Fliegens. So. Und nun sollte ich also mit nach Griechenland. Das habe ich abgelehnt« (97ff.).

Auch an dieser Stelle fällt die Entschiedenheit auf, mit der die Erzählerin diese Entscheidung in Szene setzt. Jedoch relativiert sie auch hier die Klarheit und Eindeutigkeit des Arguments, wenn sie gleich im nächsten Satz begründet, warum sie sich nicht auf Reisen begeben wollte: »Weil ich/wegen der Tiere einerseits« (102). Nun aber wird, im Vergleich mit früheren Passagen aus der autobiografischen Erzählung, die Konstellation subjektiver Handlungsgründe komplexer. Die zu versorgenden Tiere und das ökologische Argument allein sind es, wie bereits an anderer Stelle ausgeführt, nicht:

»Aber auch weil ich dachte ›Mensch, wozu ’ne Flugreise in ’nen Gebiet, wo ich dann nur am Pool sitze. Wo ich genauso gut irgendwie hier mich an ’nen Teich setzen kann. Und es ist genauso schön‹. Also es hat für mich keinen Mehrwert irgendwo hinzufiegen, wo man die ganze Zeit sich in ’nem eingezäunten Gebiet aufhält. Weil man vielleicht noch nicht einmal Bock auf die Leute da hat. So wie meine Familie auch manchmal drauf ist. Also zumindest der eine oder andere Teil, die ans Ende der Welt fliegen könnten und nichts vom Land gesehen haben. Also ist mir/finde ich einfach bescheuert, um es mal so zu sagen. Und ja da war halt die erste Konfrontation glaube ich, dass ich wirklich gefragt habe, will ich jetzt mitfliegen oder nicht. Und da war es eben auch den Grund, dass ich dachte ›ach Gott, so ’nen Poolanlage muss ich jetzt nich haben‹. Und richtig konkret geworden, dass ich das jetzt für mich ablehnen kann« (102ff.).

Diese gewiss interpretationswürdige Passage zeigt vieles, unter anderem eben die Amalgamierung von ökologischen Perspektiven mit allgemeinen Fragen nach einem sinnvollen, gelingenden oder erfüllten Leben – jenseits unreflektierter Gewohnheiten und mit sozialem Druck verbundenen Normierungen und Normalisierungen, gegen die sich Clara offenbar regelrecht aufstemmen und zur Wehr setzen musste. Das macht die biografische Genese ihrer ökologischen Orientierung auch zu einem integralen Bestandteil ihrer Ablösung vom Elternhaus und der Herkunftsfamilie im Rahmen der in der Adoleszenz einsetzenden Autonomieentwicklung. Die von Clara geschilderte Entscheidung fungiert in ihrem autobiografischen Narrativ als Schlüsselerlebnis. An diesem Punkt entzündete sich etwas. Damals setzten, so lautet ihre Erinnerung, Bedenken und Bewegungen in ihrem Inneren ein, die sie bis heute nicht mehr losgelassen haben. Ganz im Gegenteil: Die gegen den sanften Druck der eigentlich wohlmeinenden anderen aus ihrer besorgten Herkunftsfamilie regelrecht errungene Entscheidung symbolisiert den Auftakt für einen anhaltenden Vorgang der Identitätsentwicklung, in der ein zunehmend ökologisch konturiertes Selbst im Zentrum einer partiell autonomen Lebensführung steht. Die ökologische Subjektivierung Claras konkurriert mit der normierten und normalisierten Subjektivierungsform, der sie mit aufbegehrenden Gefühlen und rationalen Argumenten zu begegnen und zu entrinnen sucht. Sie ist erfolgreich dabei. Clara widersetzt sich einem zum generalisierten Imperativ geronnenen Tourismus als Lebensform. Sie versagt sich die nach ihrem Empfinden verzichtbaren Aufenthalte an den Swimmingpools massentouristischer Hochburgen einer global operierenden Reiseindustrie. Die Erzählerin dekonstruiert Illusionen einer dabei sich vollziehenden Bildung des Selbst. Sie entzaubert ein Subjekt, das in vermeintlichen Paradiesen in eingezäunten Erholungsgebieten für erschöpfte Selbst sein Refugium findet und sich dabei regeneriert, aber auch vergnügt. An einer späten Stelle des Interviews sagt sie:

»Also dieses typische Hamsterrad. Ich verdiene Geld um irgendwie dann Flugreisen zu bezah-

len, um irgendwo anders hinzukommen, weil ich es zu Hause nicht mehr aushalte, weil ich frustriert bin von meinem Leben zu Hause. Also, wenn man so ein scheiß Leben hat, dass man urlaubsreif ist, dass man unbedingt tausende von Kilometern weg muss, nur um es irgendwie ein bisschen erträglicher zu machen. So. Das muss ich einfach, also, so bin ich froh, dass ich da kein Teil davon bin. Und hoffe auch, dass ich's nicht werde. Also, das weiß ich ja noch nicht. Aber, ja« (947ff.).

Zu all diesen praktisch folgenreichen Einsichten und existenziell bedeutsamen Orientierungen verhelfen ihr noch ein paar weitere einschneidende Erlebnisse des bereits bekannten Typs. Auch sie zeigen Clara, ja bestätigen ihr ganz unmissverständlich, dass sie schon richtig liegt mit ihrer Ablehnung einer sinnentleerten Fliegerei zu Urlaubsorten, an denen oft genug nicht viel geschieht – jedenfalls nichts im Sinne des von der Erzählerin selbst so geschätzten expansiven Lernens (auch und gerade in Kontexten kulturellen Austauschs und interkultureller Kommunikation). Das mag für Hedonist_innen attraktiv sein, die sich in Selbsttäuschungen verlieren und moralische Ansprüche ans eigene Leben nicht sonderlich ernst nehmen. Für Clara ist das nichts. Sie wurde mehrfach eines Besseren belehrt: »Genau, dann gab es noch eine andere Situation« (112f.).

Auch in dieser und mehreren nachfolgenden Schlüsselsituationen hat sie fürs Leben gelernt, nachhaltige Erkenntnisse gewonnen, die für ihr Selbst- und Weltverhältnis prägend bleiben und fortan eine bedeutsame Facette ihrer qualitativen Identität bilden sollten. Zu diesem Zweck dienten markante Abgrenzungen von signifikanten Anderen, die sie immer wieder unter Druck setzten, sowohl wegen ihres Verzichts auf Flugreisen als auch auf den Konsum von Tieren und Tierprodukten. Nicht zuletzt die eigenen Familienmitglieder erinnern sie bis heute regelmäßig an diese zumeist ungeliebten Abweichungen, an ihre selbst- und fremdempfundene Andersheit (260ff.). Zwei exemplarische Erzählungen und Beschreibungen von Clara werfen noch einmal Licht auf diesen Aspekt einer Identitätsentwicklung, die untrennbar an

intersubjektive Verständigung und interindividuelle Differenzierung gekoppelt ist. Mit sich identisch sein und sich dabei als Individuum zu artikulieren heißt stets auch: sich von bestimmten anderen unterscheiden zu können, sei es in toleranter, sei es in polemischer und vielleicht polemogener Haltung. Claras lebensgeschichtliches Narrativ macht geradezu mustergültig anschaulich, wie eine sich selbst und ihre ethisch-moralischen Orientierungen ernst nehmende Person ihren eigenen Weg sucht und findet, während sie familiär und gesellschaftlich vorgegebene Bahnen verlässt. Clara enttäuscht Erwartungen anderer und schert aus den eingefahrenen Gleisen aus. Sie zweigt ab vom ihres Erachtens falschen Pfad, den andere gegangen sind und noch gehen. Sie tut dies, selbst wenn die damit verbundene Entwicklung und Entfaltung eines ökologischen Selbst soziale Krisen und anhaltende Konflikte mit sich bringt.

Lebensformen im Konflikt und der Kampf um Anerkennung: Die soziale Provokation der ökologischen Orientierung

Die angekündigte »andere Situation« (113) verortet Clara, als sie darauf eingeht, lebensgeschichtlich noch vor der bereits erzählten Episode. Neben der Großmutter, der sich die Offerte in den Urlaub nach Griechenland zu fliegen verdankte, war es nämlich Claras Tante, die ihr einen Job als Sekretärin bei einer deutschen Flugesellschaft vermittelte (was sie in die verführerische Nähe von Flugreisen brachte). Dort war Clara unter anderem mit Kataloganalysen befasst, wusste also bestens, wohin die Reisen gehen konnten (und wie viel sie kosten sollten, was sie versprochen usw. [113ff.]). Sogar ein »All-you-can-fly-Ticket« für Studierende oder junge Auszubildende gab es (120): »Und das fand ich irgendwie auch absurd« (122). Zunächst durchaus fasziniert, geht Clara mit der eigenen Verführbarkeit sogleich hart ins Gericht. Sie ahmt in ihrer autobiografischen Erinnerung die jugendliche Sprache und damit eine gewisse Unbedarftheit und Naivität nach,

die sie später weit hinter sich lassen sollte: »Mensch, voll cool. Dann kann ich ja dahin und dahin. Und nach dem Trip nach Mailand fliegt man noch irgendwie rüber nach Barcelona. Es ist ja schon/hat schon Stil, irgendwie. Dachte ich« (123). Nur als sie näher darüber nachdachte und sich ausmalte, dass das nun alle so machen würden, war es vorbei mit der Anziehungskraft der aus hedonistischen Begehren praktizierten Vielfliegerei, dem schicken, glamourösen Jetset-Leben, das man heute mitunter noch mit Flugreisen verbindet (und das sich seit der Gründung von Billigfluggesellschaften in der Tat nicht wenige leisten, auch junge Leute). Obwohl seinerzeit noch keine intime Kennerin der Materie, wurde Clara klar, dass die Fliegerei für die Umwelt auf Dauer desaströs sein musste. Sie wurde zu einer Kritikerin des massenhaften Flugverkehrs zum Zweck von Urlaubs- und Vergnügungsreisen und entwickelte zügig weitere Elemente ihres ökologischen Selbst, das sich nun sukzessive als ein weitgehend konsistenter Zusammenhang, als eine integrierte Form oder gute Gestalt präsentieren konnte. Daran liegt Clara bis heute: Ihr Leben muss einen stimmigen Zusammenhang bilden, in dem auch moralische und politische Orientierungen, eingehend reflektierte ethische Prinzipien und soziale Normen den Ton angeben (und die partielle Autonomie Claras repräsentieren).

Der »kapitalistische Konsumwahn« (132) wurde ihr zu einem Dorn im Auge. Die Koppelung von Konsum und Glück entlarvte sie als illusionäre Täuschung, als fatalen Irrweg, auf dem Einzelne nur scheitern können und die gesamte Menschheit Schaden erleiden muss (andere Lebewesen erst recht). Clara war heftig irritiert. Sie war wegen der ganzen Umwelt- und Politik-Frage anhaltend aus dem Takt geraten, begann den Lauf der Dinge zu hinterfragen. Sie bezog allmählich eine eigene Position. Die verfestigte sich. Daran hält sie bis heute fest. Auch wenn sie sie oft verteidigen musste und bis heute rechtfertigen muss: »Und mein Onkel die ganze Zeit: ›ja hier, für zwanzig Euro kommst du dahin, dahin und dahin mit 'm Flugzeug«. Und ich denk mir: Ja, ich will keine zwanzig Euro ausgeben, um mal schnell irgendwo hinzukommen. Ich finde auch ein bisschen der Weg

ist das Ziel« (139). Clara erläutert diese zum allgemeinen Topos geronnene Ansicht an Beispielen (einer ewig langen, an Komplikationen nicht armen und dennoch – oder gerade deswegen – erlebnisreichen, unvergesslichen Busfahrt etwa). Wir wollen uns indes noch kurz einer letzten Episode zuwenden, in der die Erzählerin eindrücklich die Genese ihres ökologischen Selbst und seines unbeugsamen moralischen Bewusstseins plausibilisiert.

Nachdem Clara dargelegt hat, dass ihr Onkel und ihre Tante sie mehrfach, jedoch stets vergeblich zu verlockenden Fernreisen eingeladen hatten (Mexiko, Thailand) und dass ihr Onkel sie »sehr intensiv ins Gebet genommen« hat (164), weil er meinte, sie würde sich etwas Wichtiges verbieten oder versagen und deswegen ihre eigene Persönlichkeitsentwicklung blockieren (aus schierer Genussfeindlichkeit, überzogenen moralischen Ansprüchen, neurotischer Angst etc.), kommt sie auf eine Situation zu sprechen, die sie als »ultimatives Schlüsselerebnis« einführt (171). Als sei es noch nötig gewesen, um letzte Zweifel zu beseitigen, habe es sich erst kürzlich ereignet. Ihr Onkel hatte Besuch von einem Freund. Mit dem mutmaßlich 45-jährigen Mann, der aber »wesentlich jünger« auf sie wirkte (173f.), verbrachte Clara einen »ganz netten Tag« (174). Man sprach ausführlich miteinander und diskutierte, auch über das Thema Veganismus:

»Wo er nun völliges Unverständnis gezeigt hatte. Warum das denn irgendwie/Warum man sich denn da so verkrümmen sollte. Und dann ging es auch um das Thema Flugreisen. Irgendwer hat diese Verbindung gebracht. Und ich sagte halt: ›Nee, ich möchte nicht fliegen‹. [...] Und er sagte dann, dieser Freund von meinem Onkel, weil ich so sehr auf bestimmten Standpunkten beharrt habe, meinte er: ›Ach, du wirst dich noch wundern. Werd' erst mal so alt wie ich. Ehe man sich's versieht, sind die ganzen Ideale, die man irgendwie mal im Kopf hatte, verschwunden. Man hat gar nicht gemerkt, wo sie hin sind. Aber sie sind plötzlich nicht mehr da. Und dann bleibt davon nichts mehr übrig‹. So nach dem Motto. Und dann guckte ich diesen Mann an und dachte: ›Nee! Also das kann's echt nicht sein‹.

Also da tut er mir eher leid, dass es bei ihm so gekommen ist. Aber er hat mir dadurch gespiegelt, was ich so nicht machen möchte. Oder wie ich nicht sein will. Und ich hab in dem Moment beschlossen/Oder für mich war es quasi schon fast eine Art Zeichen, dass er das so prägnant formuliert hatte, in dem Zeitpunkt. Weil ich dachte: ›Nee!‹« (176ff.)

Damit waren dann nicht nur anstehende Überlegungen Claras, ob sie denn vielleicht nicht doch mal nach Mexiko (oder anderswohin) mitreisen sollte, wo sicher auch interessante Erfahrungen gemacht werden können, abrupt abgeschlossen. Das nicht nur trotzig wirkende, sondern ebenso dezidierte wie in längeren biografischen Entwicklungsphasen gereifte »Nee!« bezieht sich dabei nicht nur auf die Urlaubsreise mit dem Flugzeug, sondern auch (und gerade) auf einen vom Gesprächspartner repräsentierten Identitätsentwurf, mit dem sich Clara partout nicht anfreunden kann und will. Die resignative Aufgabe aller (einstigen) Ideale und das resignierte Absinken in eine eigentümliche Indifferenz ist nun wirklich das Schreckbild schlechthin für Clara. Es geht ihr in ihrem praktischen Selbst- und Weltverhältnis sowie in ihrem expliziten Selbst- und Weltverständnis keineswegs nur um die Wichtigkeit der einen oder anderen moralischen Überzeugung und Orientierung. Vielmehr steht die Bedeutung von Moral im eigenen Leben überhaupt infrage. Völlig ohne moralische Ambitionen und Ideale kann sich Clara ihr Leben nicht einmal vorstellen. Gegen den angeblich drohenden Modus einer nahtlosen Angepasstheit ans heteronom Vorgegebene und Vorgeschriebene mobilisiert sie ihre Gegenwehr. So weit will es die Idealistin und Moralistin Clara keinesfalls kommen lassen, und wer, wie der Freund des Onkels, eine derartige Desillusionierung und Selbstaufgabe hinter sich hat, der tut ihr leid.

Dafür hat das dynamische ökologische Selbst bloß noch Bedauern übrig, das fast schon herablassende Mitleid jener, welche sich ihre kindliche Begeisterung und ihren jugendlichen Überschwang auch dann nicht nehmen lassen mögen, wenn sie schon etwas älter geworden sind. Dafür kann auch Clara starke Argumente und gute

Gründe vortragen, die das unstillbare Begehren nach moralisch geleiteter und gleichzeitig möglichst autonomer Lebensführung anzeigen. In subtilen Reflexionen schildert die Erzählerin mehrfach Prozesse des Erwägens und Abwägens, in denen sie ihre jeweilige Position rechtfertigt, ihre generalisierte ökologische Orientierung festigt und ihr Selbst stabilisiert und ausdifferenziert. »Kerosin für was weiß ich viele tausend Kilometer in die Luft pumpen« (193f.), für nichts anderes als ein bisschen Urlaub, das will sie einfach nicht. Nach Erfahrungen wie der geschilderten kann sie »irgendwie für mich das noch viel stärker vertreten. Auch weil ich weiß, was ich nicht so aufgeben will« (196). Damit schließt sie keineswegs aus, dass sie »aus Berufsgründen mal fliegen muss« (197f.), selbst wenn sie auch dies zu vermeiden versuchen würde (etwa durch die Einrichtung von Skype-Konferenzen). Auch der dringende Besuch von engen Verwandten wäre unter Umständen legitim (223ff.), etwa wenn ihre eigene Mutter »in Amerika im Sterben« läge, aber: »die Notwendigkeit wirklich zu fliegen halte ich für relativ gering« (201f.). Wenn und solange das so ist und sie auch niemand zwingt, gegen ihre innerste Überzeugung Fleisch zu essen, muss sie wichtige Komponenten ihrer biografisch errungenen und regelrecht erarbeiteten, nicht zuletzt dem Leben der anderen auch ein wenig abgetrotzten qualitativen Identität nicht in Gefahr sehen. Der vorliegende autobiografische Text, in dem sich ein ökologisches Selbst narrativ artikuliert, dokumentiert das sehr anschaulich. Dieses Dokument ist nicht bloß das Zeugnis eines Denkens und bloß theoretischer Orientierungen, sondern einer mit der personalen Identität der Erzählerin zutiefst verwobenen Handlungs- und Lebenspraxis. Die Genese und der Vollzug dieser Praxis wären ohne eine *Moralisierung des Selbst* nicht denkbar. Dieses Selbst enthält Moral als integralen Bestandteil einer universalistischen Haltung.

Es dürfte deutlich geworden sein: Das ökologische Selbst ist heute kaum ohne soziale Kämpfe vorstellbar, Kämpfe um die Anerkennung nicht nur der betreffenden Person als Person, sondern auch einer radikal ökologischen Einstellung. Das ökologische Selbst provoziert, weil es anderen einen Spiegel vorhält,

der ihre (vermeintlichen, aus Claras Sicht offenkundigen) moralischen Defizite zum Vorschein bringt, Inkonsequenzen einer in ökologischer Hinsicht verfehlten Lebensführung, an der viele gegen besseres Wissen festhalten (aus Bequemlichkeit, aus hedonistischem Egoismus und anderen niederen Motiven). Clara erzählt von solchen Auseinandersetzungen, die oft einfach damit beginnen, dass andere – oft *en passant* – mit ihren Überzeugungen und Orientierungen konfrontiert werden. Dabei spielt nicht allein ihre ablehnende Haltung gegenüber dem Fliegen eine Rolle, sondern ebenso ihr Veganismus. Auf den Verzehr von Fleisch zu verzichten, ist in einer karnivoren Gesellschaft oder Gemeinschaft, in der der Konsum von Nutztieren und Tierprodukten als geltende Norm und unhinterfragte Normalität gilt, eine eminente Provokation. Karnismus als Ideologie stellt nicht nur für karnivore Ierliebhaber_innen eine Herausforderung dar, die oft mit (latenten oder manifesten) Gewissenskonflikten und kognitiven Dissonanzen bzw. ambivalenten Polyvalenzen einhergeht (vgl. auch Frank in diesem Heft). Claras ökologisches Selbst erinnert daran. Es evoziert, wie ausgeführt, Gegnerschaft und wird fast zwangsläufig angegangen. Clara kennt das. Sie berichtet im Interview über diverse Maßregelungen und mancherlei Diskriminierungen. Und sie erzählt von dem mit Vorwürfen und vielleicht auch mit etwas Verachtung beladenen Verdacht anderer Menschen, die immer wieder mutmaßen, Clara sei wohl aus persönlichen Verklemmungen und seelischen Verirrungen heraus einfach nicht dazu imstande, sich etwas zu gönnen und ohne überzogene Moral zu genießen, was das Leben nun einmal so bietet. Ausgedehnte Reisen in alle Welt sowie der kulinarische Genuss von Fleisch und anderen feinen Tierprodukten gehörten nun einmal zu diesen Vorzügen, denen sich offene Menschen nicht verschlossen. Clara sieht das, wie gezeigt, anders. Sie hat dafür ihre eigenen Gründe, die heute von nicht mehr ganz wenigen Zeitgenoss_innen geteilt werden. Dennoch spricht Clara von den Orientierungen und der Praxis einer Minderheit, zu der sie zählt und gehören will.

Auch in dieser – nicht einmal bezüglich

des halbwegs geteilten Weltbildes, der »Welt-sicht des ökologischen Selbst« völlig homogenen – Gruppe trifft Clara nicht allein auf Zustimmung. Sie berichtet davon, dass manche lediglich nach den großen politischen und ökonomischen Lösungen Ausschau halten und das kleinteilige persönliche Engagement eines ökologischen Selbst nicht sonderlich schätzen. Clara ist ihr moralisches Bewusstsein und persönliches Handeln – durchaus im Sinne der ökologischen Lebenskunst Schmidts (2008) – indes so wichtig, dass sie es sich durch niemanden miesmachen lassen will. Sie lehnt es ab, dass »Menschen, die was Gutes machen« (395), im Internet kritisiert werden – etwa als naive Idealist_innen, die die großen Zusammenhänge nicht sähen und lediglich Symptome behandelten, wo doch radikale Kapitalismuskritik und die Umstürzung des Systems notwendig wären. Clara tut, was sie kann, auch im eigenen Alltag, und sie hält diesen Ansatz für richtig (zumal sie meint, undogmatisch zu sein, weil sie schon mal den vom Onkel gemachten Honig isst oder auch ein Ei von einem artgerecht gehaltenen Huhn auf dem Bauernhof eines Freundes verzehrt. Andere, die partout nicht auf den Genuss von Käse verzichten mögen, hält sie deswegen auch nicht gleich für »schlechte Menschen« [417]). Alle möglichen Handlungen bzw. Unterlassungen könnten relevant sein für ein umfassend ökologisch orientiertes Selbst. Hauptsache, man unternimmt etwas, meint Clara:

»Weil man, wenn man versucht, was Gutes zu tun, oder irgendwie wenig Schaden anzurichten, oder Rücksicht zu nehmen auf das, was um einen rum ist, und dabei versucht ethisch, moralisch korrekt irgendwie zu handeln, dann tut man ja allem was Gutes dabei. Hoffe ich. Glaube ich« (433).

Überhaupt legt sie großes Gewicht auf Menschen, die unbeirrt zupacken und ihren Beitrag leisten – etwas Gutes vorleben, wo immer sie können und wo immer sie ihre persönlichen Schwerpunkte setzen mögen (wie Clara etwa im Bereich des Tierschutzes und Tierrechtes, wo sie sich später gerne beruflich betätigen wür-

de. Die Rechte der Tiere und die menschliche Verantwortung für ihr Wohlergehen begründet sie dabei mehrfach mit ihrem Mitleid, das sie als eine schlichte Folge von Empathie und Perspektivenübernahme präsentiert). Vorbilder seien außerordentlich wichtig, gute Beispiele, denen man etwas abschauen und folgen könne. Das ist, so Clara, vielleicht wirksamer als abstrakte Aufklärung und eine Bildung, die am Ende vielleicht wenig ändert in der Praxis. Und vielleicht sei das auch besser als »Sachen verteuern. Sachen verbieten. Sachen reglementieren« (507). Das geht häufig an den Menschen vorbei, erreicht sie nicht, meint sie. Den letzten Schluss der Weisheit gibt es in diesem Feld (nach ihrer Ansicht) übrigens nicht. Jedoch ist nach Claras Auffassung selbst das kleinste Bemühen im privaten Umfeld »schon besser als nichts« (549).

Die beredte Erzählerin fasst ihre Praxis, den damit verbundenen Habitus sowie ihre personale Identität in dem langen Interviewgespräch in anschauliche Worte. Ihr gelingt das oft so leicht, dass man als Leser und Leserin meistens ohne große Mühe an den Situationen teilhaben zu können glaubt, in die die Erzählerin einst verstrickt war und in die sie als Erzählerin nach wie vor verwickelt bleibt. Das wird auch in einer Passage deutlich, die wir in einem letzten Fragment noch vorstellen möchten. Diese Passage zeigt nicht allein, dass das ökologische Selbst ein zutiefst soziales Projekt ist. Das soll nun eben nicht einfach bloß heißen, dass dieses Selbst, wie dargelegt, sozial konstituiert ist und sich stets nur in sozialen Beziehungen entfalten und entwickeln kann, in diese oder jene Richtung. Dieses Selbst bleibt von den anderen und den Bindungen an sie abhängig. Umgekehrt jedoch sind auch die sozialen Beziehungen und die konkreten Interaktions- und Lebenspartner_innen, mithin die Tragfähigkeit vor allem von nahen, intimen Bindungen ihrerseits darauf angewiesen, dass sich ein stark profiliertes ökologisches Selbst in ihnen gut aufgehoben und angenommen fühlt. Das ist nicht allein eine persönliche Angelegenheit, sondern ein Anspruch, mit dem Clara ihr Selbst in eine universalistische Ethik und Moral einbindet, die sie als geboten und *konsensfähig* betrachtet. Ein Zu-

sammenleben mit einem Partner außerhalb dieses konsensuellen Rahmens kann sie sich kaum vorstellen. Damit berührt die moralische Orientierung und Haltung des ökologischen Selbst auch Fragen der Toleranz sowie der Macht und Kontrolle. Diesem Gesichtspunkt wendet sich unsere letzte interpretative Analyse zu, wiederum in der alles andere als abgeschlossenen Gestalt eines Fragments.

Universale moralische Ideale, soziale Interventionen und subjektive Kontroll-Macht

Claras moralisches Bewusstsein und politischer Standpunkt ist ein Musterbeispiel für eine universalistische Orientierung, die das Allgemeinwohl vor partikulare Interessen stellt, von persönlichen Neigungen und Präferenzen gar nicht zu reden. Da diese Orientierung – konkretisiert am Verzicht auf Flugreisen und karnivore Ernährung – kein solitäres Glasperlenspiel ist, sondern einschneidende praktische Konsequenzen hat, von denen auch Mitmenschen betroffen sein können, ist sie mit andauernden sozialen Auseinandersetzungen verbunden. Clara kommt nicht mit, wenn andere mit dem Flugzeug verreisen. Clara isst das Fleisch nicht, das die Mutter für die zusammengewommene Familie zubereitet hat. Sie will ein anderes Restaurant aufsuchen als die Freundinnen. Die soziale Mitwelt reagiert auf derartige Abstinenzen und Präferenzen. Die regelmäßigen Vorhaltungen und Anfragen erlebt Clara manchmal als anstrengend und aufreibend, mitunter als stigmatisierend und diskriminierend. (Wegen der Flugreisen gab und gibt es übrigens viel weniger Ärger als wegen ihres Ernährungsstils, auch weil sie sich gegebenenfalls, wie bereits an anderer Stelle ausgeführt, durch »dieses Seitenargument der Tiere immer aus der Affäre gezogen« hat, sobald es um Flugreisen ging [292].) Vor allem ihr Veganismus steht also unter permanentem »Rechtfertigungsdruck« (286). Die vegane Ernährungsweise ist vielen Mitmenschen unvertraut, unbequem oder einfach unverständlich – gerade so, wie Clara

ihrerseits nicht nachvollziehen mag oder kann, wieso denn ausgerechnet Flugreisen in die Ferne so wichtig sein sollen, trotz ihrer verheerenden Folgen für die Umwelt. »Urlaub, Luxus, Flugreisen« (302), mit diesem »komischen Ansatz« (304) will sich Clara nicht anfreunden, und so streitet sie und ficht für ihre universellen Werte, beflügelnden Ambitionen und sinn- und identitätsstiftenden Ideale.

Die anderen fühlen sich dadurch bisweilen angegriffen. Eine Veganerin ist, selbst wenn sie schweigt, womöglich ein personifizierter Vorwurf, eine Leib gewordene Instanz moralischer Kritik, die viele spüren. Sie reagieren manchmal ausdrücklich, oft unterschwellig darauf. Klar ist: Die Ernährungsformen stehen in solchen Fällen stellvertretend, sie repräsentieren »Lebensformen im Konflikt«. Sie unterscheiden und trennen Personen und Gruppen und machen den Streit über Werte und Normen, Ideale und Ambitionen wahrscheinlich. Da es hier um als universal verstandene Ansprüche geht – und um Fragen individueller Freiheit, gegenseitiger Toleranz und sozialer Anerkennung –, sind moralische und politische Konflikte kaum vermeidbar. Über kurz oder lang diskutiert Clara mit Leuten, die sie neu kennenlernt, und öfters kommt es zu Streit; mit den bereits bekannten sowieso. Das sind keine bloßen Erörterungen von Sachfragen. Hier geht es um mehr als Meinungen. Fast immer bringen sich Menschen in solche Auseinandersetzungen *als verletzte und verletzungsmächtige Personen* ein. Was dann ausgetragen wird, sind allgemein bedeutsame *Konkurrenzen der Lebensführung und Lebensformen*, Konflikte zwischen moralischen Orientierungen und politischen Positionen. Clara bereiten die häufigen Auseinandersetzungen, vor allem seit ihr ökologisches Selbst gefestigt ist und sie sich ihrer Sache ganz sicher ist, nicht bloß Kummer. Sie machen ihr durchaus auch Freude. Sie hat »Spaß an der Alternative« (279) und zeigt das im Streitgespräch durchaus deutlich. Sie findet Gefallen daran, mit guten Gründen ablehnen zu können, was andere ihr »schmackhaft« machen möchten oder »anzubieten haben« (280). Selbstbehauptung und Selbstbestimmung bieten, speziell wenn sie gegen das hegemoniale

Bewusstsein und die praktische Dominanz der Mehrheit durchgesetzt werden, eine besondere Art Vergnügen und Bestätigung. Clara interveniert, wenn sie meint, dass andere mit ihrem Denken und Handeln falsch liegen. Sie klagt und greift an. Sie appelliert. Sie geht ihren Mitmenschen – obwohl sie keineswegs zu jenen Vertreter_innen eines dogmatischen und radikalen Ökologismus gehört, die bei verbalen Aggressionen und symbolischer Gewalt nicht Halt machen – mitunter auf die Nerven. Wenn sich die Gelegenheit bietet und sie Einspruch gegen die Lebensformen und Handlungsweisen anderer für geboten hält, artikuliert sie ihre Einwände und fordert ihr Gegenüber zum Nachdenken, zum Umdenken und zur Selbstveränderung auf. Stets stehen in solchen Debatten Personen, ihre praktischen Selbst- und Weltverhältnisse sowie personalen Identitäten auf dem Spiel.

Dabei spielt es eine überaus wichtige Rolle, dass Clara zutiefst von der allgemeinen Geltung der von ihr befürworteten universellen Werte überzeugt ist – und von der Angemessenheit und Richtigkeit der Gefühle, die sie im Glauben an ihre Ideale bestärken. Claras in starken Werten begründete Handlungs- und Lebensorientierungen sind nicht allein eine kognitive Angelegenheit. So sehr sich Clara in ihrer Erzählung als eine rational argumentierende Intellektuelle präsentiert, die reflektiert und schließlich weiß, warum und wozu sie eine bestimmte Position vertritt und wofür sie einsteht, besaßen (und besitzen) Emotionen in der Genese ihres ökologischen Selbst eine wesentliche Funktion. Dabei zeigt sich erneut, dass die allmähliche Orientierung am Wert der Nachhaltigkeit – das ausgeprägte Umweltbewusstsein Claras – keine isolierte Angelegenheit darstellt, sondern einen integralen Bestandteil ihres differenzierten moralischen und politischen Überzeugungssystems bildet. Werte wie Gerechtigkeit und Solidarität sowie das für sie konstitutive Gefühl des Mitleids stehen mit im Zentrum dieses Systems. Dieses kommt im vorliegenden Erzähltext übrigens ohne jede Bezugnahme auf einen religiösen Glauben aus. Das präsentierte ökologische Selbst ist ein rein säkulares Phänomen. Ohne Bezug zu Fragen

etwa nach Schuld, Sühne, Gewissen, Pflichtempfinden, Opferbereitschaft kommt es indes schwerlich aus – jedoch sind das in Claras Fall ganz irdische Gesichtspunkte. Anzeichen eines Hoffens auf Gottes Gnade, Vergebung, Beistand und Führung oder dergleichen finden sich in ihrer lebensgeschichtlichen Selbstthematisierung nicht.

Ohne Empathie und Perspektivenübernahme, ohne ein bewegendes Mitgefühl mit – in Claras Augen – leidenden Kreaturen wäre die biografische Genese ihres ökologischen Selbst nicht verständlich. Sie skizziert selbst den Ansatz einer narrativen Erklärung, wenn sie als eine Art »Anfang von allem« folgende Geschichte erzählt:⁷ Ihre Mutter pflegte »Gute-Nacht-Geschichten« vorzulesen und für sie auf Kassette aufzuzeichnen (313). Eines Abends las sie die »Geschichte von den zehn kleinen N[...]lein« (314), wie damals noch titulierte wurde (ein Sprachgebrauch, von dem sich Clara hier nicht distanziert). Am Ende dieser Erzählung bleibt bekanntlich »das letzte N[...]lein allein« (315), was das seinerzeit drei- oder vierjährige Mädchen ganz unerträglich fand. Sie protestierte und wollte sich zu dem vereinsamten Jungen dazusetzen. Dieser spontane empathische Akt und die imaginativ gewährte soziale Unterstützung fand die Mutter »lieb und nett« (317), und Clara erinnert sich auch heute noch daran – vielleicht auch, weil die Mutter diese Geschichte so manches Mal erzählte, wenn es um Claras Interesse an Mitmenschen und anderen Lebewesen oder allgemein um ihre moralische Orientierung, soziale Haltung und politische Orientierung ging.

Der lebensgeschichtliche Gründungsakt – eine Art persönlicher Mythos – liegt in Claras erinnerter emotionaler Reaktion auf die Gute-Nacht-Geschichte: »Zu gucken, was ist mit anderen los. So, was passiert um mich herum. Und wie funktioniert die Welt. [...] Wie kann ich auch helfen? Wie kann ich dafür sorgen, dass, dass andere/dass es anderen nicht schlecht geht?« (318ff.) So formuliert Clara eine praktische Haltung und moralisch-politische Orientierung, die ihr zutiefst eingeschrieben ist, seelisch, leiblich, körperlich. Desinteresse, Gleichgültigkeit und Teilnahmslosigkeit

von Egozentriker_innen und Egoist_innen bilden den scharfen kontrastiven Gegenhorizont zu Claras Altruismus – der keineswegs als bloße Selbstlosigkeit oder gar als Selbstaufgabe verstanden werden darf. Im Gegenteil: Clara gewinnt etwas aus ihrem moralischen Bewusstsein und Sensorium sowie der damit verwobenen Handlungs- und Lebenspraxis. Sie fühlt sich dadurch bereichert. Die Erzählerin verwurzelt im lebensgeschichtlichen Rückblick ihr eigenes Selbst in Werten, in Ambitionen und Idealen, welche der ganzen Person einen identitätsstiftenden Nährboden bereiten, der Vitalität verspricht. Diese Lebendigkeit artikuliert sich auch in einer Lust auf soziale Interventionen und Auseinandersetzungen.

Bevor wir darauf noch näher eingehen, sei erwähnt: Clara hält ihre Ambitionen und Ideale aufrecht, auch wenn sich im Lauf ihrer lebensgeschichtlichen Entwicklung wichtige soziale Kontexte ändern. Als Jugendliche bricht sie »so ein bisschen« aus ihrem »familiären, bürgerlichen Milieu« aus (321f.), verkehrt in der Punkszene und wird in dieser bunten Gruppe von wilden Außenseiter_innen, äußerlich auffälligen Anderen und ästhetisch-politischen Rebell_innen »politisiert«, in einem »autonomen Jugendzentrum« (322ff.). Dann ging es Schlag auf Schlag, vieles kam zusammen – man kann sich die sukzessive Formierung eines ökologischen Selbst leicht ausmalen, einschließlich der Umwege und Richtungskorrekturen. Wir müssen hier nicht ausführlicher darauf eingehen. Clara rezipiert kapitalismuskritische Literatur, beschäftigt sich mit konkurrierenden Regierungs- und Gesellschaftsformen und zeigt sich beeindruckt von Jean Zieglers politischer Streitschrift *Das Imperium der Schande*. Der »Hunger in der Welt« (332), die radikale Profitorientierung global agierender Konzerne im Kapitalismus, exzessiver Konsum um seiner selbst willen, Umwelterstörung (über die sie im Interview erwartungsgemäß besonders ausführlich und differenziert spricht; z. B. 700ff.) und einiges mehr tragen zur Konturierung des moralischen und politischen Bewusstseins sowie des anhaltenden Engagements der Jugendlichen und jungen Frau bei. Sie zieht daraus allmählich die – im Interview wohl begründete,

narrativ plausibilisierte – Konsequenz, vegan und kerosinfrei zu leben (352ff.). Alles passt und gehört hier zusammen in einer komplexen, holistischen Perspektive: »Also den Eindruck habe ich zumindest. Es würde gar keinen Sinn machen, Veganer oder Vegetarier zu sein, wenn man dann eine Flugreise täte. [...] Es geht eigentlich um alles« (362f.).

Und wie lebt es sich in engen, intimen Beziehungen, in Partnerschaften mit solch hohen Ansprüchen, klaren Ambitionen und lupenreinen Idealen – und einem manchmal angriffslustigen, streitbaren Geist, der sich universalen Werten verschrieben hat und im Grunde genommen alle anhält, es ihm nachzutun? Nicht immer einfach, erzählt Clara, und kommt dabei *volens volens* darauf zu sprechen, dass Moral auch in alltäglichen Interaktionen mit irgendwelchen Menschen sowie im Zusammenleben mit vertrauten Personen keineswegs unabhängig von *Macht* ist. Was gilt, wer hat Recht und wer das Sagen, was ist zu tun und zu lassen? Wie verhält man sich gegenüber Andersdenkenden, anders Fühlenden, Handelnden und Lebenden? Was geschieht, wenn jemand einmal abweicht vom eigentlichen, vom unterstellten oder geforderten Konsens oder völlig aus der vereinbarten, zumindest als ausgehandelt imaginierten Ordnung ausbricht? Keine Frage: klare moralische (und politische) Standpunkte schwören Interaktionskrisen und veritable soziale Konflikte herauf. Sie sind kaum zu vermeiden, gehören einfach dazu.

Clara berichtet, ihr Freund gehe ungerne mit ihr auf eine Party, »weil ich dann immer mit irgendwelchen Leuten [Zeit] verbringe und über irgendwie die großen Probleme der Welt diskutiere. Und je mehr Alkohol desto mehr und vehementer vertret' ich dann auch meine Meinung«, ergänzt sie lachend (556ff.). Clara nimmt Rücksicht auf andere und hilft ihnen, wenn nötig. Sie kümmert sich um sie, bleibt nicht gleichgültig, wenn andere Not leiden und jemanden brauchen. Sie lässt ihre Mitmenschen und Nebenmenschen aber auch sonst nicht einfach in Ruhe. Sie mischt sich ein ins Leben anderer und hält sich dabei an den Maßstab eigener moralischer Ambitionen und Ideale oder politischer Projekte. Durch ihre unkonventio-

nelle Lebensführung provoziert sie Fragen, die dann auch erörtert werden sollen. Besonders intensiv kümmerte sich Clara zeitlebens um Tiere, ihren Schutz und ihr Wohlergehen, ihre Belange und Rechte. Sie hat in einer Tierrechtsstiftung ein Praktikum absolviert, will in diesem Bereich künftig arbeiten. Früher gründete sie »mit 'ner Freundin so eine Art Rattenhilfe, so haben wir uns dann genannt. Beratung für Rattenhalter mit Infoständen auf den Tierheimfesten. Mit Notfallvermittlung. Mit irgendwie Notfall noch Arztkosten tragen« (574ff.). Das war »schon immer so«: Clara hat ein Herz (auch) für Tiere und setzt sich für sie ein. Wenn sie »zum Beispiel jemanden [sieht], der mit so einem kleinen Minikäfig nach Hause läuft irgendwie, dann spreche ich den auch an. Und sage: ›Na Sie wollen da/Also was wollen sie denn darin halten?‹ Und erkläre, dass ein Käfig dieser Größe für keine einzige Tierart jemals geeignet sein könnte« (578ff.).

Sie mischt sich ein, ganz grundsätzlich: »Also ja, wenn ich einfach sehe, dass irgendwas falsch läuft« (582). Sie kann nicht jedes Mal intervenieren, wenn sie jemanden irgendwo ein Steak essen sieht oder wenn jemand ins Kaufhaus Primark geht, um sich Kleidung zu erwerben, die unter ökologischen und sozialen Gesichtspunkten auf nicht zu dulden Weise produziert werden. Die Ressourcen für soziale Interventionen der besagten Art sind natürlich begrenzt. Im Prinzip aber ist Clara bereit und willens, Einspruch zu erheben und einzuschreiten, wo immer sie es für angezeigt hält. Mitunter tut sie das auch sehr dezidiert und offensiv. Das strapaziert andere manchmal mehr, als sie es ertragen mögen und zulassen wollen. Sie sind beleidigt oder verziehen sich in die »bockige Ecke« (611), wie ihr Onkel, der sich seine individuelle Freiheit nicht nehmen lassen will und keine Abstriche machen möchte, wenn es um persönliche Bedürfnisse und subjektive Präferenzen wie Flugreisen nach Thailand geht. Viele reagieren ungehalten, zumal Clara gerne »auch ungefragt« ihre Meinung mitteilt (596), gerade wenn es um den gebotenen Schutz für Kinder und Tiere geht, die »Wehrlosesten in der gesamten Kette« (598).

Sie selbst orientiert sich konsequent an ih-

ren Prinzipien und selbst auferlegten Regeln. Klimaerwägungen spielen bei allen möglichen Entscheidungen eine wichtige Rolle (von der Ernährungsweise und Reiseform über die Kleidungswahl bis hin zur Wohnungsausstattung). Der gebotene Respekt gegenüber allen Lebewesen ohnehin. Wie man das im Einzelnen genau regelt, weiß Clara, bleibt indes eine schwierige Frage. Ein allgemeines Maß für die moralische Qualität eines Lebens, das sich dazu noch leicht quantifizieren ließe (wie es im Feld der Ökologie etwa die CO₂-Emissionsbilanzen suggerieren), kennt Clara nicht (799ff.). Quantitative Präzision ist für sie hier »Augenwischerei« (820), jedoch gar nicht das Wichtigste. Richtiges zu tun im Sinne der »Weltverträglichkeit« (848) gibt es genug, meint sie. Hauptsache, man hält sich an diese Einsicht, möglichst konsistent und konsequent – auch wenn mal etwas abgegeben oder aufgegeben, auf etwas verzichtet werden muss. Wäre das Fliegen nicht so umweltschädlich, hätte Clara »eigentlich ziemlich Lust [...] mal zu fliegen« (883), fände sie ökologisch korrekte Flugreisen durchaus »cool« (876). Obwohl das so wichtig auch wieder nicht ist, sagt sie: »möglichst wenig einfach konsumieren« (907), das ist für Clara eine brauchbare und annehmbare allgemeine Devise. Persönlich empfindet sie das Befolgen der selbst gewählten Prinzipien und Regeln – sowie die damit verbundene Lebensform und Lebensführung – als echte Erlösung, als etwas ungemein Erleichterndes und Erhebendes. Im Hinblick auf ihre Entscheidung, kein Fleisch mehr zu essen, erklärt sie:

»Weil das war eine wirkliche Befreiung. Das war wirklich so dieses ›Boa. Gott sei Dank bin ich nicht mehr Teil von diesem Kack.‹ Bis ich dann gemerkt habe, dass man als nur Vegetarier immer noch ziemlich viel Kacke am Hacken hat. Ne? Aber dann schlussendlich ist es doch sehr befreiend. Und mit dem Fliegen ist es noch nicht ganz so intensiv. Weil doch so ein bisschen wehleidig dieses ist, och, ich würde doch gerne einmal bestimmte Sachen vor Ort auch einfach sehen können. Aber so wichtig ist es halt nicht. Von daher ein bisschen wehmütig, aber doch sehr zufrieden« (934ff.).

Zufrieden macht sie auch die Tatsache, dass sie praktisch keine Kleidung und keine Möbel selbst kauft, sondern gebraucht übernimmt. Sie benutzt, was ohnehin verfügbar oder leicht beschaffbar ist (*second hand*-Ware).

Um eine solche Befreiung und Beglückung aufrechterhalten und ins alltägliche Leben integrieren zu können, bedarf es geeigneter Partner_innen, eines passenden Lebenspartners vielleicht. Claras ausgeprägtes ökologisches Selbst mit seinen klaren moralischen Ambitionen und Idealen erweist sich für andere mitunter als Störenfried und Nervensäge. Die bereits beschriebenen Auseinandersetzungen sind gleichwohl für alle Beteiligten halbwegs erträglich, weil man den enervierenden Ansprüchen und Beanspruchungen notfalls auch ausweichen kann. Das ist im Fall von Clara und ihrem Freund, mit dem sie (temporär) zusammenlebt, anders. Ganz am Ende des Interviews kommt Clara von sich aus darauf zu sprechen. Es gibt noch einen Punkt, von dem sie nicht weiß, ob er »wirklich relevant wird« (963). Er macht ihr jedoch Sorgen. Sie hebt an, darüber zu reden. Ihr Freund ist, so erzählt sie,

»zweimal oder dreimal, glaube ich, geflogen. In den letzten Jahren. Das eine Mal nach Japan. Wegen dem Architekturstudium irgendwie. Da kam aber auch viel persönlicher Unmut von mir auch zu. Dass ich ihn da sehr, sehr malträtiert habe im Nachhinein. Und dann, glaube ich, zwei Urlaubsreisen. Einmal Gran Canaria und einmal Fuerteventura oder so. Und das waren so Sachen, die waren für mich völlig unbegreiflich. Und auch noch Wochen danach Thema bei uns. Aber wie gesagt, das hat, das hat mehr Aspekte. Also da war das Fliegen, das ich nicht verstanden habe, weil mein Freund auch Veganer ist und, also, viele Sachen mitgezogen hat. Und ich dachte immer, wir sind uns da sehr einig in vielen Dingen. Also, so also in dieser gesamten Weltsicht, aus der sich dann alle Handlungen irgendwie ableiten. So hatte ich halt den Eindruck, wären wir uns da sehr ähnlich. Und da kamen aber diese Sachen dazwischen, die mich, die mich wirklich hochgradig erschüttert und irritiert haben [*lachend*] so in meinem, meinem Dasein.

Irgendwie. Und wo ich nich' genau wusste, ob ich jetzt enttäuscht oder traurig oder sauer sein soll, dass er das so nich' mitmacht. Aber diese starke Verknüpfung zu jemandem, oder dem so sehr das vorschreiben zu wollen, wie er es zu tun hat, die wiederum hat mich auch schockiert. Weil ich also eher dazu tendiere Leuten nichts vorschreiben zu wollen. Aber ich glaube, wenn man in so einer Beziehung ist, dann identifiziert man sich doch wesentlich mehr mit dem anderen und, und versucht sich da irgendwie so als Wir zu konstituieren, als das jetzt vielleicht mit den Eltern im fortgeschrittenen Alter dann irgendwann der Fall ist. Oder mit Freunden auch. Also, ich erwarte nicht von meiner besten Freundin, dass sie irgendwie alles genauso sieht wie ich. So. Also weiß nicht. Da kann ich auf jeden Fall mehr Differenzen aushalten und finde das auch gar nicht so tragisch. Bis auf die Folgen, die entstehen für eben dann die Betroffenen. Aus der Konsequenz heraus. Aber das fand ich doch sehr skurril. Aber da kamen halt noch andere Sachen dazu. Er hat mich zum Beispiel vorher nicht gefragt, wo ich auch mit betroffen war. Im Sinne von, dass wir uns dann länger nicht sehen. So. Wo ich dachte: »Na, hättest du nicht wenigstens mal vorher fragen können«. Ja. Von daher glaube ich, kommen da noch einfach viele persönliche Dinge mit rein, die jetzt gar nicht auf das Fliegen bezogen sind. Aber es war auf jeden Fall eine Art von Auslöser« (964ff.).

Diese Passage führt uns am Ende der autobiografischen Erzählung und einer außerordentlich differenzierten Selbstreflexion noch zu einer ganz anderen pragma-semantischen Dimension und psychosozialen Funktion des ökologischen Selbst. Das ausgeprägte moralische Bewusstsein und die hohe Stringenz und Konsequenz, in der Clara ihre Überzeugungen und Orientierungen mit anderen austauscht und zu teilen versucht, kann in Partnerschaften auch zu Problemen führen. Während sie und ihr Freund im teils bloß imaginierten, teils tatsächlich erlebten und gelebten Konsens zu einer praktisch folgenreichen, gemeinsamen »Weltsicht« (972) finden, die sie im Alltag trägt und seelisch stabilisiert, speziell Clara auch starke Gefühle der Sicherheit vermittelt, kommt es irgendwann zu

einer Art Erwartungsbruch, einer Komplikation. Das aufgebaute soziale Gefüge, die enge Bindung zwischen den nicht zuletzt in einer geteilten Weltsicht vereinten kann erschüttert werden. Das gesamte Dasein kann destabilisiert werden, sobald der erwünschte und erfahrene, gebildete und eingebilddete Konsens zerbricht, von einer Partei aufgekündigt wird oder sich kurzerhand als Illusion erweist. So hat es zumindest Clara erlebt. Nicht dass gleich alles in Scherben ging. Jedoch wurde die bisherige Harmonie von ein paar Missklängen durchzogen. Die Stimmung und Gestimmtheit veränderte sich, als sich herausstellte: Dem Freund schien das selbst auferlegte Flugverbot nicht gar so wichtig zu sein wie Clara. Sie maß dem Verzicht aufs Fliegen offenbar eine etwas andere Bedeutung zu. Nicht allein, dass sich ihr Freund zu Zwecken, die mit seinem Architekturstudium zu tun hatten, eine Japanreise genehmigte. Sehr viel schlimmer war für Clara die Tatsache, dass er nach Gran Canaria und Fuerteventura flog, um dort ausgerechnet jene Urlaubsreisen zu unternehmen, die sie aus ökologischen (und anderen!) Gründen so sehr ablehnt – bis hin zur leisen Verachtung jener, welche sich dieses aus ihrer Sicht doch starken moralischen Vergehens schuldig machen. Das kann man zwar allen möglichen Leute verzeihen – denen, die es nicht besser wissen zumal, aber auch der »besten Freundin«, die durchaus ihre individuellen Orientierungen verfolgen und ihr eigenes Leben führen darf, ohne dass jede Abweichung und Differenz zu einer existenziellen Erschütterung und einem emotionalen Desaster für Clara würde. Ganz im Gegenteil, legt sie doch Wert darauf, andere durchaus nach ihrer eigenen Façon leben zu lassen und ihnen nicht unentwegt Vorschriften zu machen, als gäbe es nur einen, von einer Person festgelegten und ein für alle Mal richtigen Weg.

Im Fall ihres Freundes ist alles anders, ja »skurril« (987) und jedenfalls überraschend für die von sich selbst überraschte Clara. Seine unerwarteten Flugreisen führen bei Clara umgehend zu einer heftigen ontologischen Verunsicherung. Sie drohen das gemeinsame Band zu zerreißen. Das sagt nicht nur etwas über Claras Gefühle der Zuneigung und Liebe, sondern

auch über eine mögliche psychosoziale Funktion (scheinbar oder tatsächlich) geteilter und gemeinsam gelebter moralischer Überzeugungen und Orientierungen. Diese strukturieren nicht nur den Alltag und eröffnen Perspektiven für die sinnvolle Gestaltung des eigenen Daseins heute und morgen. Sie schaffen einen intimen konjunktiven Erfahrungsraum und Erwartungshorizont, der zerbrechlich ist. Sie binden Menschen aneinander (beinahe oder tatsächlich wie die erotische Anziehungskraft, und vielleicht gehören starke Werte, tiefe moralische Überzeugungen und politische Orientierungen in der Tat ins Feld des Eros). Das geteilte Wissen und der geteilte Glaube in Form rational begründeter und emotional verankerter Überzeugungen und leidenschaftlich verfolgte Orientierungen können Menschen so fest aneinanderbinden, dass sie auf andere wie verschworene Gemeinschaften wirken und sich selbst und ihre Sichtweisen als unzertrennlich erleben. So hat es Clara empfunden, wobei ihr Begehren und ihre Wünsche dieses Empfinden vielleicht ebenso stark strukturierten und qualifizierten wie eine realistische Einschätzung des Gegenübers, *seiner* seelischen Verfassung, *seiner* Wünsche und Begehren, *seiner* Neigungen und Interessen.

Der Freund, der sich ebenfalls vegan ernährt und vieles von dem, was Clara außerordentlich wichtig ist in ihrem Leben, mitträgt und »mitmacht« (977) – wie weit das geht und wie sehr das aus eigenem Antrieb und Willen geschieht, muss hier offenbleiben –, dieser Freund und Partner nimmt manches, folgt man der vorliegenden Erzählung, dann doch nicht so ernst wie Clara selbst. Das überrascht sie ebenso wie ihre Reaktion auf diese Enttäuschung, die zu verunsichernden Entdeckungen und quälenden Fragen führt. Clara ist emotional erschüttert und kognitiv irritiert, sie weiß nicht, was das alles bedeutet und was da noch kommen kann. Mit der vom Freund vollzogenen Abweichung von der geteilten Weltsicht und Praxis zerbricht die Gewissheit, die das starke moralische Überzeugungssystem offenbar nur dann gewährleistet, wenn andere, enge Partner und geliebte »Lebensmenschen« zumal, die für Clara so bedeutungsvollen Auffassungen und Orientierungen teilen – und zwar nicht nur in Form intellek-

tueller, kognitiver Übereinstimmung, sondern handlungs- und lebenspraktisch. Clara muss, um sich selbst sicher zu sein und sich gut zu fühlen, in verlässlicher Weise spüren, dass ihr Freund an ihrer Seite ist, dass sie gemeinsam den gleichen Weg gehen, den gleichen Kompass nutzen und das gleiche Ziel verfolgen.

Die temporäre Abkehr ihres Freundes von der (vermeintlichen) Vereinbarung und Übereinstimmung erlebt Clara als Distanzierung von sich selbst, wodurch beides in Gefahr und ins Rutschen gerät: die eigene Person und die für die Stabilität des ökologischen Selbst so wichtige Funktion des moralischen Überzeugungssystems und der damit verwobenen, eben in eine Lebensgemeinschaft und Liebesbeziehung eingebundenen Partnerschaft. Die Distanzierung des Partners hält Clara nur schwer, eigentlich gar nicht aus: Sie »malträtiert« (966) ihn noch Wochen nach seinen per Flugreisen unternommenen Auslandsaufenthalten (zu Studien- oder Urlaubszwecken). Sie empfindet das (zumindest im Nachhinein) als heftig, wohl etwas überzogen, jedenfalls irritierend – weil sie weder mit dem Verhalten ihres Freundes noch mit ihrer eigenen Reaktion darauf gerechnet hat. Die existenziell bedeutungsvolle Moral des ökologischen Selbst erweist sich am Ende auch als filigranes System, in dem Personen nicht nur zu einer gewissen Form von selbst auferlegter Selbstbeherrschung und Selbstführung finden mögen, sondern in dem Menschen auch andere Menschen kontrollieren und disziplinieren können. Das kann über einen längeren Zeitraum durchaus so geschehen, dass es niemand recht merkt und es nicht einmal den Beteiligten auffällt, dass moralische Diskurse und Praktiken aufs Engste mit einem Machtgeschehen verwoben sind, in dem Hierarchie und Fremdbestimmung durchaus ihren Platz haben. Das auch nur sporadische, zeitweilige Zerbrechen einer moralischen Übereinkunft und der in gemeinsamen Werten sowie daraus abgeleiteten Normen begründeten Koexistenz kann zu einer veritablen Bedrohung des ökologischen Selbst geraten. Angst, Aggressivität und andere Zeichen der *ontologischen Verunsicherung* gehören zu den Phänomenen, die Clara in großer Offenheit thematisiert. Das ökologische Selbst ihrer autobio-

grafischen Erzählung erweist sich, wie das für Mitglieder einer engen Gemeinschaft und Menschen in Liebesbeziehungen, die auch starke Werte teilen, durchaus typisch ist, als relational und interdependent, labil und fragil. Diese Abhängigkeit, Anfälligkeit und Zerbrechlichkeit hat nicht zuletzt damit zu tun, dass die Aufkündigung einer fundamentalen Übereinstimmung im moralischen Raum des geteilten Lebens ein Machtgefüge durcheinanderbringt, in dem auch wechselseitige Vorgänge der Kontrolle und Disziplinierung ihren Ort haben. Das Schwinden des Konsensus in moralischen Angelegenheiten kann auch Machtverlust bedeuten, jedenfalls eine Verschiebung im dynamischen Gefüge der Macht, das jede soziale Beziehung unweigerlich darstellt. Clara entpuppt sich in ihrer autobiografischen Selbstthematisierung auch als eine Person, die in soziale Prozeduren des Überwachens und Strafens verstrickt war. Sobald der Freund aus dem vermeintlich stabilen Konsens ausscherte und davonflog, verlor sie ein Stück weit die Kontrolle über ihn und ahndete seinen Ausflug, indem sie ihn noch Wochen danach »malträtierte«. Eine starke Moral kann sich in jeder Gemeinschaft, das sollte Clara erfahren, nicht nur als einigendes Band, sondern auch als Medium eines Machtgeschehens erweisen, in dem Disziplinierung, Kontrolle und Sanktionen ihren festen Platz haben. Für die Freiheit der Einzelnen bleibt da mitunter nur wenig Spielraum. Clara sieht, dass dies ein Problem im *Abenteuer des Zusammenlebens* darstellt (vgl. Todorov, 2015, wo dieses Abenteuer anerkennungstheoretisch verstanden wird; s. dazu auch Straub, 2015). Sie tröstet sich über das geschilderte Desaster ein wenig hinweg, indem sie es relativiert:

»Also, ich glaube, schlimmer wäre es gewesen, wenn er bei der Fleisch- und Tierprodukte-Geschichte nicht mitgezogen hätte. Das Fliegen kann ich ganz gut ausblenden. Weil's für mich nicht vorhanden ist, sichtbar. Also, wenn ich jetzt Produkte im Kühlschrank hätte, die mich auf irgendetwas Schlimmes hinweisen, fände ich das persönlich tangierender, als wenn er halt mal weg ist und irgendein Verkehrsmittel benutzt, was ich halt nicht gut finde. [...] Es gibt einfach im Mo-

ment die Situation nicht. Dass das zur Debatte stünde wiederum. Und. Keine Ahnung. Wenn es dann kommt, werde ich einfach auf mich achten, nicht ganz so bestimmend oder so, so meine Meinung da aufdrücken zu wollen. Weil das letzten Endes der Beziehung wiederum auch nicht gut tut. Also. Und mich tangiert es ja in dem Sinne nicht. Und er weiß selber, was für Folgen das hat. Also von daher, es gebetsmühlenartig zu wiederholen macht auch keinen Sinn. Also da muss ich ihm einfach vertrauen, dass er für sich die richtige Entscheidung trifft, die er glaubt für sich treffen zu müssen« (1006ff.).

Sie nimmt sich vor, sich bei der nächsten Störung besagter Art stärker zurückzunehmen und ihren »Willen zur Macht« zurückzuhalten. Sie möchte ihrem Partner – um der Beziehung willen – mehr Freiheit zugestehen. Sie will nicht gleich jede Abweichung von ihren eigenen Überzeugungen und Orientierungen als massiven Verstoß gegen einen (vermeintlich) eingegangenen Kontrakt und die bestehende partnerschaftliche Ordnung ahnden. Das ist indes ein Vorsatz, den ihr die Stimme der Vernunft zuflüstert. Clara weiß, dass sie sehr emotional, mithin ziemlich unwillkürlich und unkontrolliert reagiert hat in der berichteten, länger andauernden Situation. Sie hätte weder von ihrem Freund Urlaubsreisen nach Fuerteventura oder Gran Canaria erwartet, noch von sich selbst, auf diese Ausflüge so sehr mit spontaner Enttäuschung und heftiger Wut sowie anhaltendem Groll und unmissverständlichen Strafmaßnahmen zu reagieren. Das kurzzeitige und selten aufgetretene Ausbrechen des Freundes aus dem »eigentlich geteilten« Überzeugungs- und Orientierungssystem erlebte sie nicht allein als Verletzung von Werten und Normen, sondern als Verkennung und Missachtung ihrer Person. Als der Freund die gemeinsame Weltsicht (nach Claras Empfinden) nicht mehr ernst genug nahm, fühlte sie sich persönlich verletzt, psychisch und geradezu physisch. Sie empfand den Verstoß des anderen gegen die unantastbare moralische Ordnung des ökologischen Selbst als Verletzung nicht nur der gemeinsamen Vereinbarung und inniglichen Verbindung, sondern auch der eigenen Seele und des eigenen Leibes.

Menschen können, was sie für moralische Verfehlungen von anderen halten, wie einen Schlag in die eigene Magengrube erleben, wie einen seelischen Schock, der sie zu impulsiver Gegenwehr und negativen Sanktionen veranlasst. Wir haben erläutert, inwiefern solche Maßnahmen auch mit dem Versuch, eine bedrohte oder bereits ins Wanken gebrachte Macht-Ordnung zu restituieren oder zu stabilisieren, verknüpft sein können. Die Wiederherstellung von Disziplin und Kontrolle ist dabei zentral – selbst wenn man sich gemeinhin nicht für einen Menschen hält, der (andere) gerne kontrolliert und diszipliniert. Im Falle von Liebesbeziehungen und Lebenspartnerschaften kommt etwas anderes, sehr Wichtiges hinzu. Solche Ordnungen sind in aller Regel nicht nur mit moralischen Grundsätzen und Regeln verwoben, allein *in ihnen* konstituiert. Zumal in engen Bindungen gehen, sobald die Lage aus dem Ruder gerät und die Ordnung unsicher und instabil wird, oft allzu schnell allerlei Gefühle durcheinander. Offenbar geht es in solchen Fällen niemals allein um den drohenden Verlust einer konjunktiven moralischen Weltsicht, sondern stets auch um Ängste, anderes und mehr zu verlieren als eine von ökologischen Selbsten geteilte Moral.

Notiz zum Schluss

Ökologisches Denken und Handeln liefern starke Belege für die Kurzsichtigkeit solcher Ansätze in den Sozial- und Kulturwissenschaften, die die moralische Qualität, Motiv- und Zielstruktur weiter Bereiche unserer Praxis verkennen oder verzerren. Ökologische Subjekte sind moralische Akteur_innen *par excellence*. Dasselbe gilt für die allermeisten Vegetarier und Veganerinnen, auch wenn diese ihre Lebensform und Lebensführung nicht (vorrangig) ökologisch begründen (sondern z. B. im Rahmen einer »anti-speziesistischen« Ethik, in der Tiere als achtenswerte und schutzbedürftige Mit-Lebewesen betrachtet werden). *Werte zählen, moral matters*: Das kann man sagen, obwohl Menschen bekanntlich immer wieder selbst jene Werte und Normen missachten, die

sie eigentlich schätzen, tatsächlich anerkennen und meistens beachten. Und man kann es sagen, obwohl sich theoretisch argumentieren und empirisch zeigen lässt, dass moralisch subjektivierte Subjekte *sogar dann* keineswegs *nur* moralisch motiviert handeln, wenn sie selbst ausschließlich so zu handeln meinen. Das ist indes kein Ausnahmefall: Menschliches Handeln ist grundsätzlich multipel motiviert oder »überdeterminiert« (Freud, 2005 [Orig. 1900]) und »polyvalent« (Boesch, 1991). Auch bei moralisch denkenden, empfindenden und handelnden Akteur_innen können mannigfaltige Beweggründe und Bedeutungen, Ziele und Zwecke im Spiel sein, und zwar gleichzeitig, darunter solche, die sich miteinander vertragen, aber auch solche, die sich widersprechen und widerstreiten.

Acts of meaning (Bruner, 1990) sind grundsätzlich vielschichtig. Das haben interpretative Analysen, wie sie in der qualitativen Forschung unternommen werden, darzulegen. Sie formulieren auf diese Weise Angebote, wie etwas verstanden werden kann. Dabei tun sie gut daran, ihren jeweils eingeschlagenen Weg des Verstehens als einen von mehreren möglichen zu begreifen. Die multi- und interdisziplinären Sozialforschungen und Kulturanalysen tragen zu öffentlichen Gesprächen über gesellschaftlich und global relevante Sachverhalte bei – zum Beispiel über das ökologische Selbst, seine (soziokulturelle) Entstehung und (individuelle) Entwicklung, seine qualitativen Besonderheiten, seine typisierbaren Varianten und seine familienähnlichen Verwandten. Empirische Untersuchungen, wissenschaftliche Interpretationen und theoretische Reflexionen ersetzen solche Gespräche im »Raum des Politischen« jedoch niemals, selbst wenn sie mit ansehnlichen Befunden, überzeugenden Begründungen und interessanten Einsichten aufwarten sollten. Das Gespräch, zu dem sie ein paar Feststellungen und weiterführende Gedanken beisteuern mögen, bleibt im Fluss, nachdem die Wissenschaften das Ihre gesagt haben. In aller Regel sind auch sie nicht ans Ende gelangt, sondern haben lediglich einen neuen Ansatzpunkt gefunden oder einen weiteren Akzent in der fortwährenden Forschung gesetzt.

Anmerkungen

- 1 Zur Grundlegung der relationalen Hermeneutik siehe auch Straub (1999a) sowie Straub und Shimada (1999). In der 2010 publizierte Abhandlung findet sich die ausführlichste Abgrenzung von der dokumentarischen Methode sowie eine eingehende Explikation der an den Gebrauch von vier (teilweise in sich differenzierten) Typen von Vergleichshorizonten gebundenen komparativen Analyse. Als Vergleichshorizonte fungieren im Wesentlichen empirische Befunde, theoretisches Denken, alltagsweltliches Erfahrungswissen, imaginative, utopische oder heterotope Vergleichshorizonte. Die relationale Hermeneutik verfährt sequenzanalytisch, ohne dogmatisch an diesem oder anderen Prinzipien bzw. Methoden qualitativer Sozialforschung und Kulturanalyse festzuhalten. Natürlich kann es in einem bestimmten Stadium der Analyse nützlich und sogar notwendig sein, frühere Segmente des Interpretandums im Lichte späterer zu sehen – ganz im Sinne eines nicht vitiosen hermeneutischen Zirkels. Speziell zu den methodisch-technischen Aspekten sowie der mehrfachen Bedeutung des Prädikators »relational« siehe auch Straub und Ruppel (2017/in Vorbereitung).
- 2 Für den von Ludwig Wittgenstein (1982) übernommenen Begriff der »Lebensform« sowie die damit verbundene Rede von »Sprachspielen« gilt das ohnehin (Straub, 1999a, S. 116ff.). Wenn wir bisweilen auch von »Lebensstil« sprechen, tun wir das nicht in einem terminologisch exakt geregelten Sinn, wenngleich mit diesem in der Soziologie gebräuchlichen Konzept oft die ästhetische und expressive Dimension einer Lebensform hervorgehoben wird (vgl. etwa Evans & Jackson, 2007; Scholl & Hage, 2004). Hartmut Rosa (2016) betont, wenn er – nicht zuletzt auf Charles Taylor (1985), insbesondere seinen Aufsatz *Leading a Life* (1997) verweisend – von Lebensführung spricht, die moralische Seite eines kollektiv und individuell gestalteten Daseins, das selbstverständlich auch von geschichtlichen, ökonomischen, sprachlichen sowie anderen soziokulturellen Strukturen und Prozessen abhängig bleibt, die allen Gestaltungsabsichten und -bemühungen Einzelner entzogen sind und ihnen Grenzen setzen. Es ist eine gewisse richtige und auch ein wenig triviale Einsicht, dass wir alle in gewisser Weise mindestens so sehr »gelebt werden«, wie wir unser je eigenes, mit anderen geteiltes und persönliches Leben führen. Natürlich ist die Lebenspraxis eines jeden Menschen insgesamt unverfügbar. Sie ist aber deswegen noch lange kein durch und durch heteronomes Produkt, ein Machwerk anonymer Mächte (wie Rosa im Blick auf Niklas Luhmann, Michel Foucault oder Judith Butler zu bedenken gibt), zu dem sich niemand mehr responsiv verhalten könnte (Waldenfels, 1990, 1994) in einem Leben, das in wie verschwindend geringem Maße doch auch selbst bestimmt, eigens gestaltet und in tastenden Versuchen geführt werden kann (sogar in Situationen extremer Fremdkontrolle und größ-

ter Bedrängnis). Man muss ein normativ gehaltvolles Forschungsprogramm nicht so überschwänglich und pathetisch konturieren, wie Rosa (2016) das tut, wenn er von Resonanz oder, auf der Seite des Leidens und Misslingens, von Entfremdung oder Selbstentfremdung spricht. Man kann aber einstweilen dennoch an der nach wie vor sinnvoll erscheinenden, nicht zuletzt unsere wissenschaftliche Expertise herausfordernden Aufgabe einer »subjektzentrierten Soziologie« (ebd., S. 224) und Kulturpsychologie festhalten, soziokulturelle und psychosoziale Verhältnisse ausfindig zu machen, zu beschreiben und zu konzeptualisieren, in denen (auch moralische) Selbstbestimmung attraktiv ist und um sie gerungen wird, wo sie mithin gefordert und gefördert wird.

- 3 Zum Begriff der Nachhaltigkeit siehe auch die Einführung von Straub und Ruppel (in diesem Heft). Häufig heißt es, soziale Normen »passten« zu bestimmten Werten, sie seien aus ihnen »abgeleitet« und »konkretisierten« sie. Zum schwierigen – keineswegs nur logischen – Verhältnis zwischen Werten und Normen vgl. etwa Straub (1999a, S. 130ff.). Wenn man sagt, soziale Normen seien aus moralischen Werten abgeleitet, ist damit keine logische Deduktion gemeint, die zweifelsfrei und zwingend von einem bestimmten Wert zu einer daraus deduzierten Norm führte. Der Weg von einem Prinzip zu einer Regel ist gerade im Feld der Ethik und Moral sehr viel verschlungener. Das ist deswegen so, weil er stets an Spielräume gekoppelt ist, an Deutungs- oder Interpretationsspielräume vor allem, in denen im Zuge komplexer (pragmatischer) Übersetzungsleistungen erst einmal vorgeschlagen und vorläufig festgelegt wird, was denn aus recht abstrakten Werten wie zum Beispiel Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit, Solidarität, Verantwortung, Nachhaltigkeit, Umweltschutz usw. eigentlich *konkret folgen soll*. Diese Frage ist stets offen, das heißt niemals eindeutig und abschließend zu beantworten. Sie kann so viele verschiedene und teilweise sich widerstreitende Antworten finden, dass es berechtigt erscheint, Werte in einer sehr grundsätzlichen Weise als *leere Signifikanten* zu betrachten (dazu Gatzemeier, 2017, S. 74ff.). Solche Hülsen und Hüllen kann man mit allerlei Regeln, Geboten und Verboten, Vorschriften und Vorhaben füllen. Weniger als mit (logisch-deduktiven) Ableitungen hat man es dabei mit Auslegungen zu tun, in die kollektive oder individuelle Begehren und Wünsche, Projekte und Projektionen, Intentionen und Interessen unweigerlich hineinspielen. Dies geschieht vielfach unkontrolliert, soll heißen: ohne maßgebliche Beteiligung einer unparteiischen oder überparteilichen Vernunft und eines im Dienst dieser »objektiven Ratio« stehenden Bewusstseins. Noch eine Anmerkung ist nötig: Wenn wir von »Moral« sprechen (oder etwas »moralisch« nennen etc.), unterscheiden wir diesen Begriff nicht scharf von »Ethik« (»ethisch« etc.). Müsste man differenzieren, so stünde der Prädikator »Moral« für inhaltlich bestimmte Prinzipien der Lebensführung und Selbstformung, die

ganz grob an der (historisch, soziokulturell und individuell kontingenten, aber dennoch) maßgeblichen Leitdifferenz zwischen »gut« versus »böse« ausgerichtet sind. »Ethik« markierte dagegen jenes Feld, in dem über die (formalen) Prinzipien und Regeln gestritten wird, die es erlauben, in begründeter und nachvollziehbarer Weise über »gut« und »böse« (sowie die mannigfachen Zwischenstufen und komplizierten, uneindeutigen Fälle) zu urteilen und zu entscheiden.

- 4 Zur Methodik siehe auch die Literaturangaben in Fußnote 1. Die Ergebnisse einer äußerst detaillierten Einzelfallanalyse auf der Grundlage eines narrativ-biografischen Interviews stellt Ulrike Gatzemeier (2017) in einem Buch vor, das der Rekonstruktion der Politisierung von Personen gewidmet ist, die im zerfallenden Jugoslawien Miloševićs Anrufung eines neuen Serbien erlebten. Diese innovative Arbeit ist auch wegen ihrer (an den Ansatz von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe angelehnten) theoretischen Ausrichtung sowie ihrer methodischen Perspektive, in der Biografieanalysen als Diskursanalysen aufgefasst werden, lesenswert.
- 5 Allein darauf beziehen wir uns in der Einzelfallanalyse. Trotz des Gebrauchs des Indikativs beabsichtigen wir keine Existenzaussagen über eine Person namens »Clara«. Wir haben uns für diese, im Rahmen qualitativer Sozialforschung vielleicht nicht sehr übliche Form entschieden, um einen sterilen oder distanziert wirkenden Sprachstil zu vermeiden. Auch trennen wir in der Darstellung nicht systematisch zwischen Deskription und Interpretation. Zitierte Stellen aus dem Interview geben wir mit Zeilennummern an, verlassen jedoch nie und da ziemlich rasch eine stärker paraphrasierende Wiedergabe des von unserer Interviewpartnerin Gesagten, um zumindest ansatzweise und skizzenhaft aussichtsreiche theoretische Perspektiven zu markieren.
- 6 Hagen Rether ist ein deutscher Kabarettist. Selbst Veganer, ist er für sein politisches Kabarett unter anderem über Massentierhaltung und Fleischkonsum sowie Ambivalenzen und andere Ungereimtheiten in individuellen oder kollektiven Praxen bekannt. Das hier angeführte Beispiel, fast wortgetreu zitiert, verdeutlicht ein Szenario, in dem touristische Flugreisen gerade wegen, nicht trotz fortschreitender Erderwärmung unternommen werden. Die Sehnsuchtsorte könnten ja schon bald verschwunden sein.
- 7 Zum Konzept der »narrativen Erklärung« vgl. Straub (1999a, S. 141ff., sowie 1993, 1999b, 2010c) und in knapper Darstellung Kochinka und Werbiak (1997). Es ist offenkundig, dass wir nicht nur im Alltag erklärungskräftige Geschichten erzählen, sondern auch im vorliegenden Beitrag vom explanativen Geschichtenschema Gebrauch machen. Wir konstruieren in unserer interpretativen Analyse eines autobiografischen Textes nicht zuletzt eine erzählende Erklärung »zweiten Grades«, die die Entstehung und Entwicklung eines ökologischen Selbst verstehend erklärt und in ihren verschiedenen Aspekten plausibilisiert.

Literatur

- Boesch, E.E. (1991). *Symbolic Action Theory and Cultural Psychology*. Berlin: Springer.
- Bourdieu, P. (1982). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bruner, J.S. (1990). *Acts of Meaning*. Cambridge: Harvard University Press.
- Evans, D. & Jackson, T. (2007). *Towards a Sociology of Sustainable Lifestyles* (RESOLVE Working Paper 03–07). Guildford: University of Surrey.
- Frankfurt, H.G. (2016). *Sich selbst ernst nehmen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Freud, S. (2005 [Orig. 1900]). *Die Traumdeutung* (12., unveränd. Aufl.). Frankfurt/M.: Fischer.
- Gatzemeier, U. (2017). *Konflikt, Nation, Narration: Entwürfe des politisierten Selbst. Eine diskurs- und biografieanalytische Studie zum »Sich-Ereignen der Nation«, Serbien 1987–1989*. Bochum: Westdeutscher Universitätsverlag.
- Glaser, B.G. (1965). The Constant Comparative Method of Qualitative Analysis. *Social Problems*, 12(4), 436–445.
- Glaser, B.G. & Strauss, A.L. (1967). *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research*. Chicago: Aldine.
- Holzkamp, K. (1993). *Lernen. Subjektwissenschaftliche Grundlegung*. Frankfurt/M.: Campus.
- Joas, H. (2004). *Braucht der Mensch Religion? Über Erfahrungen der Selbsttranszendenz*. Freiburg i.Br.: Herder.
- Kochinka, A. & Werbik, H. (1997). Logische Propädeutik und Wissenschaftstheorie. In J. Straub, W. Kempf & H. Werbik (Hrsg.), *Psychologie. Eine Einführung* (S. 42–67). München: dtv.
- Kohut, H. (1981). *Die Heilung des Selbst*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Pothast, U. (1988). *Philosophisches Buch. Schrift unter der aus der Entfernung leitenden Frage, was es heißt, auf menschliche Weise lebendig zu sein*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Ricœur, P. (1974a [franz. Orig. 1965]). *Die Interpretation. Ein Versuch über Freud*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Ricœur, P. (1974b [franz. Orig. 1969]). *Hermeneutik und Psychoanalyse. Der Konflikt der Interpretation II*. München: Kösel.
- Riker, J.H. (2010). *Why it is Good to be Good: Ethics, Kohut's Self Psychology, and Modern Society*. Lanham: Jason Aronson.
- Rosa, H. (2016). Warum wir leben, wie wir leben – Zur Philosophie, Soziologie und Politologie der Lebenspraxis. In M. Haus & S. De La Rosa (Hrsg.), *Politische Theorie und Gesellschaftstheorie. Zwischen Erneuerung und Ernüchterung* (S. 219–247). Baden-Baden: Nomos.
- Ruppel, P.S. & Mey, G. (2017). Grounded Theory Methodology. In R. Parrott (Hrsg.), *The Oxford Encyclopedia of Health and Risk Message Design and Processing* (Oxford Research Encyclopedia of Communication). New York: Oxford University Press.
- Schmid, W. (2008). *Ökologische Lebenskunst. Was jeder Einzelne für das Leben auf dem Planeten tun kann*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Scholl, G. & Hage, M. (2004). *Lebensstile, Lebensführung und Nachhaltigkeit* (Schriftenreihe des IÖW, 176/04). Berlin: Institut für ökologische Wirtschaftsforschung (IÖW).
- Schütze, F. (1977). *Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien*. Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1 der Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie.
- Searle, J.R. (1990 [engl. Orig. 1969]). *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Straub, J. (1993). Zeit, Erzählung, Interpretation. Zur Konstruktion und Analyse von Erzähltexten in der narrativen Biographieforschung. In H. Röckelein (Hrsg.), *Möglichkeiten und Grenzen der psychohistorischen Biographieforschung* (S. 143–183). Tübingen: edition diskord.
- Straub, J. (1999a). *Handlung, Interpretation, Kritik: Grundzüge einer textwissenschaftlichen Handlungs- und Kulturpsychologie* (Reihe »Perspektiven der Humanwissenschaften« [Band 18]). Berlin: de Gruyter.
- Straub, J. (1999b). Handlungsbegriff und Handlungserklärung – typologische Unterscheidungen unter besonderer Berücksichtigung des narrativen Modells. In J. Straub & H. Werbik (Hrsg.), *Handlungstheorie. Begriff und Erklärung des Handelns im interdisziplinären Diskurs* (S. 261–283). Frankfurt/M.: Campus.
- Straub, J. (2010a). Das Verstehen kultureller Unterschiede. Relationale Hermeneutik und komparative Analyse in der Kulturpsychologie. In G. Cappai, S. Shimada & J. Straub (Hrsg.), *Interpretative Sozialforschung und Kulturanalyse* (S. 39–99). Bielefeld: transcript.
- Straub, J. (2010b). Lerntheoretische Grundlagen. In A. Weidemann, J. Straub & S. Nothnagel (Hrsg.), *Wie lehrt man interkulturelle Kompetenz? Theorie, Methoden und Praxis in der Hochschulausbildung* (S. 31–98). Bielefeld: transcript.
- Straub, J. (2010c). Erzähltheorie/Narration. In G. Mey & K. Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S. 136–150). Wiesbaden: VS.
- Straub, J. (2015). Mensch zu sein will Anerkennung. Tzvetan Todorovs Versuch über die *Conditio humana*. URL: <https://www.psychosozial-verlag.de/cms/nachrichtenleser/items/tzvetan-todorov-ist-gestorben.html> (Stand: 18.04.2017) (Nachwort zur Neuauflage von T. Todorov, Abenteuer des Zusammenlebens. Versuch einer allgemeinen Anthropologie. Gießen: Psychosozial-Verlag; revidierte Fassung eines Rezensionssatzes von 1999, erschienen in *Handlung, Kultur, Interpretation*, 8(1), 92–108).
- Straub, J. & Shimada, S. (1999). Relationale Hermeneutik im Kontext interkulturellen Verstehens. Probleme universalistischer Begriffsbildung in den Sozial- und Kulturwissenschaften – erörtert am Beispiel »Religion«. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 47(3), 449–477.
- Straub, J. & Ruppel, P.S. (2017/in Vorbereitung). *Relationale Hermeneutik und komparative Analyse. Zur*

Theorie und Methodologie interpretativen Handelns in der qualitativen Sozialforschung und Kulturanalyse.

- Taylor, C. (1985). *Philosophical Papers* (2 Bde.). Bd. 1: *Human Agency and Language*, Bd. 2: *Philosophy and the Human Sciences*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Taylor, C. (1997). *Leading a Life*. In R. Chang (Hrsg.), *Incommensurability, Incomparability, and Practical Reason* (S. 170–183). Cambridge: Harvard University Press.
- Todorov, T. (2015). *Abenteuer des Zusammenlebens. Versuch einer allgemeinen Anthropologie*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Waldenfels, B. (1990). *Jenseits des Subjektprinzips*. In B. Waldenfels, *Der Stachel des Fremden* (S. 72–79). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Waldenfels, B. (1994). *Response and Responsivität in der Psychologie*. *Journal für Psychologie*, 2(2), 71–80.
- Wittgenstein, L. (1982 [Orig. 1953]). *Philosophische Untersuchungen* (3. Aufl.). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Witzel, A. (1985). *Das problemzentrierte Interview*. In G. Jüttemann (Hrsg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie: Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder* (S. 227–255). Weinheim: Beltz.

Ecology as a form of subjectivation and the ecological self. Action-theoretical and cultural psychological studies of a contingent way of life

Abstract: Action-theoretical and cultural psychological perspectives are particularly suitable for the study of complex processes of subjectivation. Growing environmental concern and a focus on sustainability-oriented lifestyles in times of environmental crises place the ecological self centre stage in contemporary empirical research. First, we outline the contours of an appropriate theoretical framework. These preliminary considerations are followed by an in-depth single-case analysis of an autobiographical narrative provided by a young vegan woman who refrains from tourism-related air travel for reasons of climate protection. The analysis exemplifies the reconstruction of characteristics of an ecological self and how it comes into being.

Keywords: self, narrative identity, subjectivation, sustainability, ecology, theory of action, cultural psychology, single-case analysis, relational hermeneutics

Die Autoren

Paul Sebastian Ruppel, Dipl.-Psych., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Sozialtheorie und

Sozialpsychologie an der Fakultät für Sozialwissenschaft, Ruhr-Universität Bochum, und freier Mitarbeiter im Institut für Qualitative Forschung in der Internationalen Akademie Berlin. Forschungs- und Interessensschwerpunkte: Qualitative Forschung; Kulturpsychologie; Identitätsforschung; Klimawandel und Mobilität. Paul Sebastian Ruppel hat zu sozial- und kulturwissenschaftlichen Themen und zur Methodologie und Methodik qualitativer Forschung veröffentlicht. Seit 2006 ist er Mitherausgeber des *Journals für Psychologie* und seit 2016 Associate Editor bei *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*.

Jürgen Straub, Prof. Dr. phil., seit 2008 Inhaber des Lehrstuhls für Sozialtheorie und Sozialpsychologie an der Fakultät für Sozialwissenschaft, Ruhr-Universität Bochum, Ko-Direktor des *Hans Kilian und Lotte Köhler-Centrums für sozial- und kulturwissenschaftliche Psychologie und historische Anthropologie* (KKC). Forschungs- und Interessensschwerpunkte: interdisziplinäre Sozial- und Kulturtheorie/-psychologie; Interkulturalität, interkulturelle Kommunikation und Kompetenz; Handlungs-, Identitäts-, Gedächtnis- und Biografietheorie; narrative Psychologie; Geschichtsbewusstsein; Gewalt in modernen Gesellschaften; Optimierungen und Normierungen des Menschen; Geschichte der Psychologie/Psychologisierung; historisch-systematische Rekonstruktion psychologischer Religionskritik. Jürgen Straub arbeitet (nach zahlreichen Publikationen in genannten Forschungsfeldern) im Rahmen eines *Distinguished Robert Bellah-Fellowships* am *Max-Weber-Kolleg für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien* in Erfurt an einer Monografie zur psychologischen und psychoanalytischen Religionskritik. Er ist seit 2014 Mitherausgeber der Zeitschrift *psychosozial*.

Kontakt

Paul Sebastian Ruppel und Jürgen Straub
 Ruhr-Universität Bochum
 Fakultät für Sozialwissenschaft
 Lehrstuhl für Sozialtheorie und Sozialpsychologie
 Gebäude GB 04/143
 Universitätsstr. 150
 D-44801 Bochum
 E-Mail: Paul-Sebastian.Ruppel@rub.de,
 juergen.straub@rub.de